

Zeitschrift: Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubünden
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Graubünden
Band: 14 (1868-1869)

Artikel: Historisch-medicinische Skizzen aus Graubünden
Autor: Lorenz, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-594528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

I.

Historisch-medicinische Skizzen aus Graubünden.

Von
Dr. P. Lorenz, in Chur.

I. Epidemieen.

Die Geschichte des menschlichen Geschlechtes, die »Weltgeschichte«, theilt sich naturgemäss in zwei grosse Unterabtheilungen, in die äussere und die innere Geschichte der Völker und Staaten. Die erstere kann wohl auch als politische bezeichnet werden und besteht für grosse Zeiträume aus einer Geschichte der Kriege und der Friedensschlüsse.

Die innere Geschichte der Völker bezeichnen wir als Culturgeschichte; sie hat ihre Aufgabe darin zu finden, der Entwicklung des menschlichen Geistes aus dem Naturzustande zu höher und höher dringender Erkenntniss in allen Gebieten des Wissens zu folgen.

Die politische und die Culturgeschichte nun haben im Wesentlichen ihre Entwicklung genommen ohne einen dritten Faktor der allgemeinen Geschichte in einer seiner Wichtigkeit entsprechenden Weise zu würdigen.

Dieser dritte Faktor ist die Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten. Es hielte nicht schwer, eine grosse Anzahl von Thatsachen nachzuweisen, die den ungeheuren Einfluss bezeichnen, den epidemische Krankheiten auf den Gang der politischen Weltbegebenheiten genommen haben, sowie andererseits die Deutungen und Erklärungsweisen, die die Epidemien von den Zeitgenossen erfahren haben, die Wirkungen, die sie auf dieselben in geistiger und moralischer Beziehung ausgeübt, mächtig dazu beitragen, Einsicht in den jeweiligen intellektuellen Standpunkt der betreffenden Epochen zu gewinnen.

Die wissenschaftliche Bearbeitung dieses Theils der Geschichte des menschlichen Geschlechts — speciell der historischen Pathologie — ist die Frucht der neuesten Zeit und nimmt erst da ihren Anfang, wo man die Bedeutung des ärztlichen Handelns von einem höheren Standpunkte als eine »sociale« auffassen lernte. Das Ziel ärztlichen Wissens ist nicht allein eine möglichst gründliche Erkennung der physiologischen und pathologischen Zustände des menschlichen Körpers und die Behandlung der Einzelfälle, sondern die Aufgabe des Arztes ist eine noch weiter greifende, allgemeinere; sie soll sich bestreben, die Möglichkeiten des Erkrankens auf ein möglichst geringes Mass herabzusetzen, die Krankheiten zu verhüten, besonders wo diese in massenhafter Verbreitung ganze Städte und Länder überfluthend, die Bevölkerungen aufzureiben drohen.

Das ernste Streben in dieser Richtung giebt der ärztlichen Thätigkeit erst ihre höhere Weihe. Dieser Aufgabe gerecht zu werden, ist nur möglich, wenn man an der Hand der Geschichte der Volkskrankheiten deren Werden und Entstehen in ihren ursächlichen Momenten begreifen lernt, wenn man die körperlichen Leiden in einen Zusammenhang von Ursache

und Wirkung zu dem ganzen Leben des Menschen zu bringen verstehen gelernt hat. Auf diesem mühsamen Wege der Erkenntniss gewinnt man die Einsicht, dass die Epidemien das Resultat einer Reihe der verschiedenartigsten Faktoren sind. Der jeweilige physische und psychische Zustand des Menschen, politische und sociale Verhältnisse, Einflüsse des Luftraums und des Bodens sind es, die bestimmend auf Entstehen, Herrschen, und Verschwinden von Seuchen einwirken.

Die gewaltigen Verheerungen, die die jüngste Weltseuche, die Cholera, in ihrem dritten Zuge von Osten nach Westen, in den letzten Jahren in den Reihen der Menschen angerichtet und in unserer allernächsten Umgebung ihren Gang durch zahlreiche Opfer bezeichnet hat, drängt auch uns dazu, durch angestrengte Thätigkeit nachzuforschen, in wieweit in unserer Heimath durch gegebene Verhältnisse einem Auftreten derselben, sowie von Seuchen überhaupt, Vorschub geleistet werden könnte, und uns zu bestreben, vorhandene Uebelstände zu beseitigen, soweit es in unserer Kraft liegt; wie wir sehen werden, ist unser vor epidemischen Einflüssen scheinbar so sehr geschütztes Gebirgsland in früheren Zeiten oft und hart durch Seuchen in Elend und Trauer versetzt worden, eine ernste Mahnung an uns Alle, nicht müde zu werden in dem Bestreben, durch hygienische Verbesserungen die Möglichkeiten des Auftretens von Epidemien auf das geringste mögliche Mass zu reduziren.

Die Fähigkeit dazu erreichen wir durch das Studium der Geschichte der Volkskrankheiten.

In Folgendem will ich es versuchen, als kleinen Beitrag zur Epidemiographie, eine Skizze von den Epidemien zu entwerfen, die unser engeres Vaterland, unseren Kanton, von den frühesten Zeiten unserer Geschichte bis zu Anfang dieses Jahrhunderts betroffen haben.

Der Grund, wärum ich mich einstweilen auf die Seuchen bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts beschränke, liegt darin, dass ich mit der Sammlung des Materials bei dem mit Ausnahme der Arbeit von Dr. Eblin (Chur 1821) completen Mangel an Vorarbeiten bisher nicht weiter habe vordringen können und in meinen Studien aus beruflichen Gründen oft längere Pausen eintreten mussten. Bei Gelegenheit von Aufführung der einzelnen Epidemieen und der sie begleitenden auffallenden Erscheinungen in der Natur werde ich zu besserem Verständniss genöthigt sein, mit einigen Worten der gleichzeitig anderwärts obwaltenden epidemischen Verhältnisse zu gedenken.

Wir theilen unseren Gegenstand am naturgemässtesten ein, wenn wir folgende Abschnitte annehmen:

1. Vom ersten Anfange der geschichtlichen Nachrichten bis zu Ende des 13. Jahrhunderts.
2. Vom Anfange des 14. bis Ende des 15. Jahrhunderts.
3. Vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.
4. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Einsetzung der permanenten kant. Sanitätsbehörde 1805.

Die sachlichen Gründe für diese Eintheilung werden sich im Verlaufe unserer Studien von selbst ergeben; während sie nach historischen Prinzipien als willkürlich erscheinen möchte, gegen welchen Vorwurf ich mich jedoch ein Bischen wehren will. In der oben zuerst namhaft gemachten Zeitepoche sehen wir Rhätien aus römischer Unterthanenschaft unter die Botmässigkeit des Ostgothenkönigs Theodorich, und von da unter die Herrschaft der Franken und später der schwäbischen Herzoge gelangen.

Während dieser Zeit wurde die Provinz Rhätien von besonderen Statthaltern der Regenten verwaltet. Mit dem Er-

löschen der Hohenstaufen wird Rhätien unmittelbares Reichs-glied; die von der Hohenstaufen kräftigem Arme im Zaume gehaltenen Grossen des Landes bringen das Raubritterwesen wieder in blühenden Flor, bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts unter den edlen Geschlechtern Bündens dasjenige der Freiherrn von Vatz als mächtige, gewaltige Dynastie empor-ragen und ihr Möglichstes thaten um den rohen Uebermuth der Raubritter zu bändigen. An diese Freiherrn von Vatz knüpft sich die Begründung der bündnerischen Freiheit; der von unseren Chronisten als Typus eines rohen Tyrannen geschilderte und nach ihnen vielfach verläumdeten Donat v. Vatz, auf der Höhe seiner Macht, nicht gezwungen, sondern frei-willig, aus eigenem Antriebe, sprach zuerst das Wort Frei-heit über seine Leibeigenen in Belfort und Davos aus, wo-rüber in der Alvenerkirche eine Urkunde sich findet aus dem Jahr 1289, worin die bedeutungsvollen Worte stehen: »Ich erklär, dass myne lüt in Belfort mier guot Dienst, vil trü und bystand gelaistet han, deshalb ich selbige erklär als frye lüt und nit mer Libaigen und ihnen in Mannschlachten und gegen jeden Find getrüwen bystand leisten will, so ich aber befehdet würde, versprechen sie mir ein gleiches zu tuon und ze laisten.« — Noch bestimmter lautet die Urkunde über Davos aus demselben Jahre: hier jedoch hatte Donat nicht die Leibeigenschaft direkt aufzuheben gebraucht; die Davoser hatten vielfache Freiheiten schon von Walther v. Vaz erlangt, die Donat bestätigte.*.) Unsere erste Periode geht demnach bis zu dem Zeitpunkte, wo die Begründung der bündnerischen Frei-heit ihren Anfang nimmt. Die zweite Epoche umfasst den

*) Die angezogene Urkunde wird im Volksblatte (1829—1832) in obigem Wortlaute aufgeführt; konnte jedoch von H. v. Moor trotz vieler Bemühungen nicht mehr ausfindig gemacht werden; zeitgenössische Ur-kunden sind allerdings in ganz anderer Sprache geschrieben; die Ur-

Zeitraum der Vorbereitung zur Entstehung der 3 Bünde, den Abschluss derselben und wenn ich denselben bis an den Anfang des 16. Jahrhunderts ausgedehnt habe, so sind die Gründe dafür selbstverständliche.

Die dritte beginnt mit dem culturhistorisch wichtigsten Jahrhundert und wir wollen sie verfolgen bis zum Jahre 1635.

Sie umfasst die Zeit der Reformation, der um Confessionsfreiheit geführten geistigen und kriegerischen Kämpfe und eng zusammenhängend damit die Periode der Kriege, Parteiungen und Wirren, die um den Wiederbesitz der Unterthanenlande entbrannten.

Die vierte Epoche endlich umfasst die Zeit von dem Ende der schweren um das Veltlin geführten Kriege bis 1805. Die Seuchen dieses Jahrhunderts endlich behalte ich mir für einen Nachtrag vor.

Nach diesem kurzen historischen Excurs, den ich glaubte nicht übergehen zu können, kommen wir an unser specielles Thema.

Erster Zeitraum.

Die Epidemien dieses Zeitraums haben nur ein rein chronistisches Interesse, indem wir nirgends weder über Ausdehnung noch Charakter derselben die geringste Andeutung finden. Die erste Notiz über Epidemien finden wir bei unserem Chronisten Guler, der sagt, dass zur Zeit des röm. Kaisers Gallus und seines Vorgängers aus Aethiopien eine Pestilenz ge-

kunde mag jedoch so oder anders bestanden haben oder nicht, soviel steht fest, dass D. v. Vatz den Belfortern dieselben Freiheiten einräumte, wie sein Ahne Walther v. Vatz den Davosern, ein Umstand, der angesichts der noch viel später vorkommenden Abtretungen von Gütern sammt Leuten an Kirchen etc. die Vazer, besonders den Donat als den ersten Mann kennzeichnet, der in Bündten ungezwungen Hoheitsrechte aus der Hand des absoluten Herrschers in diejenige des Volkes übertrug.

kommen sei, die »schier alle end des erdbodens besezte und wohl auch Rhätien wird nicht leer ausgegangen sein«, meint Guler. Es würde diese Epidemie also zusammenfallen mit derjenigen, die in der Geschichte der Medizin bekannt ist unter dem Namen der Cyprianischen Pest, so genannt von dem Kirchenschriftsteller Cyprianus, der die Nachricht davon aufbewahrt hat; sie fällt in die Jahre 251 bis 266 p. Chr. und überzog fast die ganze damals bekannte Erde, und suchte manche Stadt sogar zweimal heim. Welcher Natur diese Seuche gewesen sei, ist absolut zu entscheiden unmöglich. Vor und während ihres Bestehens werden ungewöhnliche Naturerscheinungen angeführt; es erschienen Cometen, Vulkane waren in heftiger Thätigkeit (Aetna) und an vielen Orten wurden Erderschütterungen bemerkt etc., Umstände, die uns fast bei jeder Seuche von einiger Verbreitung wieder begegnen.

Ob die Justinianische Pest (531—580) auch unseren Kanton heimgesucht hat oder nicht, wissen wir nicht; Guler erwähnt zwar des Herrschens der Pestilenz um die Mitte des 6. Jahrhunderts im Venezianischen, hingegen sagt er über deren Ausdehnung nichts; aus demselben Jahrhundert erfahren wir durch Guler, dass im Sommer 591 ein deutsch-fränkisches gegen die Longobarden ausgesandtes Heer im Trientinischen durch die »rothe ruhr und andere schwere Seuchen« zum Abzuge gezwungen wurde. Der nächsten Seuchen der Zeit nach geschieht wieder bei Guler Erwähnung.

Die erste betrifft das Heer, mit welchem Kaiser Conrad II. aus Italien nach Deutschland zog und an welcher »Pest« unter andern der rhätische Herzog Herrmann starb und zu Trient begraben wurde. Die zweite herrschte nach Guler 1094 als »schrecklicher Landsterbend« nicht nur bei der deutschen Nation, sondern auch in Burgund und Franken so streng,

dass manche Orte fast ausstarben; man konnte die Todten nicht nach einander begraben, sondern musste sie in grosse Gruben zusammenlegen; die Kirchhöfe waren allenthalben zu klein. Wenn nun auch Guler nicht erwähnt, ob speziell auch Rhätien von dieser Krankheit heimgesucht wurde, so sind aus jenen dunklen Zeiten manche andere Calamitäten und Erscheinungen erwähnt, die der Vermuthung Raum geben, dass Graubünden wohl auch kaum epidemischen Einflüssen fremd geblieben sein mag. Campell erzählt, dass 850 p. C. eine schreckliche Hungersnoth die Gegenden am Rhein, Rhätien nicht ausgeschlossen, verheert habe; die grässliche Noth habe zu Mord und Genuss von Menschenfleisch geführt. Das Jahr 987 brachte wieder Theurung und Hunger in Rhätien. 1021 fand eine Erderschütterung statt, wodurch ein Theil des Basler Münsters einfiel. 1091 erschienen ungeheure Fliegen schwärme, manchmal in einer Breite von 5000 und einer Länge von 15000 Schritten und so dicht, dass sie die Sonne verdunkelten; Hühner, Gänse, Tauben etc. flogen in die Berge und verwilderten, unzählige Fische gingen zu Grunde und dergleichen. Zwei Jahre später sah man an vielen Orten fliegende Würmlein, die niedrig flogen und etwa so gross wie Fliegen waren (Guler). Sie waren in so grossen Haufen beisammen, dass sie die Sonne verdunkelten; »zu gleicher Zeit ward in den Lüften eine brennende Fakel gesehen von Aufgang gen Niedergang fliegend und ist die Sonne in diesem jar verfinsteret worden.« Auf lang dauernden Regen und Ueberschwemmung folgte dann Theurung, Noth und vielerlei üble Krankheiten (Campell), besonders in den Jahren 1094 und 1095.

»1096 erschienen etliche Zeichen an der Sonne im Märzen; es geschahen auch damals hin und wieder viele Wunder; der Mond verfinsterte sich im März und August; im folgenden jare erschien ein Komet am Himmel und dennoch war das

Jahr 1097 ein fruchtbares Jahr.« 1105 leuchtete von Fastnacht bis Ostern ein Comet mit »trefflichem Glanz und Striemen«. »Der Winter 1108 war grimmig und unleidentlich kalt.« Im Januar 1117 heftiges Erdbeben; Häuser etc. fielen vielfach ein; noch in selbigem Monat grauenhaftes Donnern und Blitzen und Regen. Im Februar stiegen blutige Wolken von Mitternacht herauf mitten durch das Firmament. 1124 am 11. Aug. Sonnenfinsterniss, strenger Winter und grosse Hungersnoth. 1132 erschien wieder ein grosser schrecklicher Comet und wurden viele Gebäude, Bäume und Anderes »von Ungestümigkeit der Winden« zu Boden gerissen. Im folgenden Jahre verfinsterte sich die Sonne im August so, dass man die Sterne sehen konnte, darauf trat heftiger Regen mit Ueberschwemmung ein, die während der ganzen Aerndte andauerte. 1135 hatte einen sehr heissen Sommer und Herbst, so dass in Rhätien und anderwärts alle »pfüz und gräben«, viele Brunnen und Flüsse austrockneten und an vielen Orten grosser Mangel an Wasser war, alle Zäune und Hecken verdorrten und »verbrunnen viel grosse wäld«. »Am Mittwoch nach Pfingsten erfroren schier durch das ganze Deutschland alle bäume, weinräben und mehrer theil der wachsenden Früchten«. Darauf folgte im Juni ein so steter Regen, dass die Flüsse aus ihren Ufern traten und die Feldfrüchte in allen Landen jämmerlich überschwemmten. Im Jahre 1147 trat dann, nachdem nochmals die Sonne sich verfinstert hatte, Hunger und Pestilenz ein.

Das Jahr 1150 zeichnete sich aus durch einen sehr nas- sen Sommer, worauf ein langwieriger und kalter Winter folgte. 1154 Anfangs Oktober eine Sonnenfinsterniss, die den ganzen Tag dauerte und die Sonne dem Mond ähnlich erscheinen liess. Ueber das Jahr 1157 spricht sich Guler folgendermassen aus: »1157 bracht mit sich umb Osterzeit einen grausamen

tieffen Schnee, darauf folgt ein grimme ungewöhnliche Kälte, darnach kam ein sterbend (Pest marginirt), merkliche trokne und träfenlicher dürrer Sommer und that zu End des brachmonats der hagel merklichen schaden mit so ungestümen winden, dergleichen nie gesehen war; er schlug alle frucht darnieder, reisst die bäum aus dem grund, und warf viel gebäuw, häuser, schlösser und glokenthürm der Kirchen zu Boden! »Eben in diesem Jahr am 5. Sept. sah man bei heiterem himmel drei Sterne, etlich tag darnach 3 Monde«. Bis zum Jahre 1196 folgten dann noch mehrere Sonnenfinsternisse, Fehljahre, bis endlich (1196) nach heftigem Sturmwind und gewaltigen Ueberschwemmungen eine schreckliche Hungersnoth über Rhätien und Allemannien kam, ohne dass für diese Zeit weiter von Epidemieen die Rede ist. Ebensowenig werden für das 13. Jahrhundert »sterbensläuffen« namhaft gemacht, nur bei Lehmann findet sich die Angabe, dass 1222 die 1220 zugleich als Bischöffe von Chur ernannten Heinrich III. v. Realta und Albert an der Pest gestorben seien.*)

Zweiter Zeitraum.

Wir treten mit dem 14. Jahrhundert in einen der denkwürdigsten Zeitabschnitte der europäischen Geschichte. Die Kreuzzüge hatten den Gesichtskreis der Völker des Occidents mächtig erweitert, das Volk fieng an, sich der bisher geduldig getragenen Fesseln der Geistlichkeit zu entledigen; die besonders aus Veranlassung der Verheerungen der grossen Pesten in der Mitte des 14. Jahrhunderts wieder aufgenommenen

*) 1223 unter Bischof Rudolfs Verwaltung gieng eine schwere Viehkrankheit durch Deutschland, Frankreich und Rhätien. Die Seuche kam aus Ungarn, dauerte 3 Jahre und „verzukt mehr dann die zween Theil alles Viehs“. Gulers Chronik p. 139. b.

Geisslerfahrten tragen den Keim einer Auflehnung gegen die absoluten Lehren der Kirche in sich; der dem Volke in seiner grossen Bedrängniß von der Kirche gebotene Trost genügte ihm nicht, es suchte sich diesen selbst zu verschaffen durch freiwillig auferlegte Bussübungen, gegen welche, als sie Kirche und Staat gefährlich zu werden drohten, mit Gewalt eingeschritten werden musste. Die Wissenschaft, bisher fast ausschliesslich von der Geistlichkeit gepflegt, floh aus den Mauern der Klöster in die Kreise der Laien. 1348 während des heftigsten Wüthens der Pest entstand die Universität Prag, kurze Zeit später folgten Wien und Heidelberg. In diese frohen Anzeichen des Beginnes hellerer, geistig freierer Zeiten sehen wir heftige Kämpfe mit roher Gewalt hindernd eingreifen. Deutschland war tief zerrissen durch die unablässigen Kämpfe um die Kaiserkrone, die erst 1348 mit der Thronbesteigung Carl's IV. endeten.

Frankreich seufzte unter einem blutigen Kriege zwischen Philipp von Frankreich und Eduard III. v. England.

In unserem Vaterlande sehen wir als Wiederhall der gewaltigen Kämpfe der Bewerber um die Kaiserkrone mit dem Pabstthume einen blutigen Krieg entbrennen zwischen D. v. Vatz und dem österreichisch gesinnten Bischof Rudolf von Montfort, der dem Lande tiefe Wunden schlug; an der Schwelle des Jahrhunderts beginnt die Erringung der schweizerischen Freiheit von fremdem Juche und besiegelte dieselbe im Jahre 1315, in der Schlacht am Morgarten, ihre urwüchsige Lebensfähigkeit. Mitten in diese Kämpfe und Wirren fällt der Beginn jenes schrecklichen Würgengels, der in der Geschichte als »schwarzer Tod« bezeichnet wird.

Bereits an der Schwelle des Jahrhunderts, 1300, hatte eine Pest die Stadt Chur schwer heimgesucht, schon für die Jahre 1314 und 1315 gedenkt Guler einer Epidemie, die in

Deutschland, »vornehmlich am Rheinstrom von seinem Anfang an bis schier zu seinem Ausgange«, dermassen die Bevölkerung dezimirte, dass viele Felder wegen Mangel an Arbeitskräften unangebaut bleiben mussten. Darauf folgte sehr harte Theurung und Hungersnoth in ganz Deutschland, so dass man Getraide und Früchte aus Italien herführen musste. »Auch ward die Hungersnoth so gross, dass an etlichen Orten die todten Körper an den Galgen und Hochgerichten nicht sicher waren, sondern es nahmen sie die Leute herab und frassen das Feisch, den unerhörten Hunger damit zu büssen.«

Nachdem dann in den Jahren 1337 und später Cometen am Himmel erschienen waren, brach um 1348 auch in Rhätien die grosse Pest aus. Die einzige Notiz unserer Chronisten, soweit ich mir darüber habe Kenntniss verschaffen können, findet sich bei Guler, der sich kurz so darüber ausspricht: »1348 und nechst darauff volgendem jar regiert ein sölcher sterbend in allen Landen unter Christen und Heiden, dass man vermeint, der menschen dritter theil were in allen nationen mit tod abgangen, welches seit dem Sündflut niemalen erhört ward.*) Dagegen erfahren wir aus schweizerischen Chronisten, dass im Sept. 1348 die Seuche im Thurgau, Aargau, Uechtland und allem Schweizerland sehr heftig auftrat; in Basel starben an 14000 Personen, in Bern an manchem Tage an 60 Personen und entsprechend auf dem Lande, eben so heftig wüthete die Pest in Unterwalden. In sehr grosse Noth kamen das Stift St. Gallen und das auch in unserem Kanton reichlich begütert gewesene Kloster Pfeffers, das an 2000 von seinen Leuten verlor. Aus Rhätien selbst haben wir ausser obiger Notiz bei Guler nur noch einige Nachrichten über die schwere Heimsuchung des Klosters Dissentis, in dessen Archival-

*) Campell erwähnt der damaligen Pest und der darauffolgenden Judenverfolgungen, jedoch ohne Bezug auf sein Vaterland zu nehmen.

schriften vom Jahre 1348 erzählt wird, dass die Seuche die ganze Gegend verheerte, das Kloster fast geleert habe. Ausser dem Abte Thüring von Attinghausen und 2 Mönchen, Jacob von Planaterra und Johann von Maladers starben alle Insassen des Stiftes, die sich todesmuthig als Pfleger und Tröster des armen kranken Volkes annahmen und dabei ihren Tod durch Ansteckung fanden. Wenn man bedenkt, dass in den Klöstern bei einer ruhigern, beschaulicheren Lebensweise, besserer Nahrung und einiger Abgeschlossenheit von der Außenwelt, die Verhältnisse einer Einschleppung und Einnistung der Krankheit nicht eben als sehr günstig erscheinen, dass aber gerade sie dennoch sehr schwer litten, so lässt sich ein annähernder Schluss darauf ziehen, in wie fürchterlicher Weise das arme, von seinen Zwingherren ausgesaugte, von wiederholten Hungerjahren geschwächte, jeder ärztlichen Hülfe baare Volk mitgenommen worden sein mag.

Der bairische Chronist Johannes Aventinus erklärt die Entstehung der Krankheit dadurch, dass das Erdreich sich aufgethan und Felder, Leute und Dörfer verschlungen habe; darauf seien feuchte Dämpfe der Erdklüften in die »Brunnen und Söd« gekommen und haben in die Luft Verunreinigungen eingegossen etc. Wie sich später ergeben wird, haben diese Erklärungen des Entstehens von Krankheiten durch Schädlichkeiten im Wasser, sei es nun nach der eben genannten Auffassungsweise geschehen oder dass die Juden und Andere die Brunnen vergiftet haben sollten, für welchen Verdacht die Unglücklichen besonders in Bern hart genug mitgenommen wurden, einen tiefen Sinn und deuten hin auf einen richtigen Blick über die Möglichkeit durch Wasser dem Körper Krankheitsgifte beizubringen, allein nach den Kenntnissen der damaligen Zeiten und auch noch viel späterer konnten diese krankmachenden Prinzipien nur durch höhere

Macht oder durch Freylerhand in die Brunnen gekommen sein. Tschudi hebt besonders hervor, dass die Krankheit in ausgezeichnetem Maasse ansteckend war: »diejenigen, so angesteckt waren, lebten nicht länger als 3 Tage.«

Es ist hier nicht der Ort dazu und es würde uns viel zu weit führen, wollten wir die Geschichte des schwarzen Todes auch für andere Länder verfolgen. Ich beschränke mich hier nur darauf, zu bemerken, dass kaum ein Land in Europa davon frei blieb; in ihrem Laufe von Süd und Ost nach Nord und West drang die Seuche bis nach Island und Grönland, welch letzteres durch Aufhebung der bisherigen Verbindung seiner Ostküste mit Dänemark aus der Reihe der bekannten Länder verschwand, um erst im 16. Jahrhundert wieder entdeckt zu werden. An den südlichen und südöstlichen Küsten und Inseln Europas fieng die Krankheit bereits 1346 an und dauerte im Ganzen 5 volle Jahre, bis sie wieder an der Stelle, von wo sie ihren Zug durch Europa angetreten, ihr Erlöschen fand. Bezuglich der Zahl der durch die Pest Hingerafften sind die Angaben darüber derart, dass man annehmen muss, es sei der vierte Theil der Bevölkerung zu Grunde gerichtet worden. Hecker berechnet die Zahl der Todten für Europa auf 25 Millionen, den vierten Theil der damaligen und den achten Theil der gegenwärtigen Volkszahl.

Ueber den Einfluss, den diesse grosse Seuche auf das sittliche und geistige Leben der Völker genommen, worüber uns Hecker eine so ergreifende Schilderung gibt, sind keinerlei Berichte für Graubünden auf uns gekommen; wir hören da von keinen Geisslerfahrten, von keinen Judenverfolgungen, durch welche hauptsächlich Bern eine wenig beneidenswerthe Berühmtheit erlangt hatte.

Mit dem Erlöschen dieser grossen Pest waren jedoch die

Leiden nicht erschöpft ; wir haben für das 14. Jahrhundert noch einiger Epidemien zu gedenken, die in unseren stillen Thälern mit Tod und Verderben ihre Bahn bezeichneten.

Man hatte noch nicht von den Schrecken des schwarzen Todes sich erholt, als neues Unglück über die Völker hereinbrach. Nach einer Sonnenfinsterniss folgte im November 1356 ein so starkes Erdbeben, dass in der Gegend von Basel sehr viele Gebäude, namentlich 60 Burgen und Schlösser zusammenstürzten, ein Theil des Münsters zusammenbrach und über 100 Menschen unter seinen Trümmern begrub. 2 Jahre später (1358) erschütterte ein Erdbeben die Stadt Chur, wo 1361 eine Pest ausbrach (Sprecher), die sich 1365 schon wieder furchtbar machte, nachdem 1364 nach Campell ganze Wolken von Heuschrecken erschienen waren, die die Sonne verfinsterten, so dass man an manchen Orten Rhätiens gegen sie, wie bei Gewittern, mit allen Glocken läutete.

Während der Jahre 1360 und 1361 gewann von Deutschland aus die Pest auch in Frankreich, besonders im südlichen (zumal Avignon litt schwer) eine ungemeine Verbreitung. 1368 verwüstete die Pest in einem dritten Ausbruche viele Gegenden und dauerte besonders auch in Polen noch 1372 und 1374 sehr heftig in Oberitalien an. In Deutschland waren im 15. Jahrhundert wegen verbreiteten Pestepidemien besonders die Jahre 1449, 1460, 1473 und 1482 verhängnissvoll.

Ende 1367 trat lauwarme Witterung ein, die bis spät ins Frühjahr anhielt und einen wahren Schlappwinter hervorbrachte, worauf jedoch harte Kälte mit so ungeheuren Schneemassen eintrat, dass aller Verkehr aufgehoben wurde, worauf böse Krankheiten sich einstellten (1368). »Manigklich wurde hüstig und flüssig, ihrer viele mussten daran sterben« sagt Guler. 1372 verursachte eine starke Erderschütterung, welcher aussergewöhnliche Zeichen am Himmel

folgten, grossen Sckrecken beim Volke. Trotz der grossen Kälte des Herbstes wurde aber der Wein von einer lieblichen Süssigkeit, »verkehrte sich aber um Pfingsten des folgenden Jahres in Essig, so dass Niemand einen Tropfen trank.«

Das Jahr 1382 zeichnete sich durch Wohlfeilheit der Lebensmittel aus, war äusserst windstill, doch »hin und wieder mit sterbensläuffen vermengt, wegen des unbewegten verfaulten Luffts«. 1387 endlich verfielen die Leute im ganzen oberen Deutschland (wohl auch der mittleren Schweiz und Rhätien) in eine unerhörte Krankheit, »da diejenigen, die damit behaftet waren, 4 oder zum längsten 5 Tage lang mit heftigen Flüssen geplagt und gleichsam der Vernunft ganz beraubt, wie die unsinnigen sich verhielten und dann wieder zu sich selber kamen, vorige Gesundheit erlangten und ihr gar wenig daran sturben. Diese Krankheit ward von dem gemainen Mann Bützelen genannt; sie kam den leuthen bald ab dem Halss«. — Den letzten Pestausbruch in diesem Jahrhundert notiren Rödel und Tscharner für 1384, jedoch ohne nähere Angaben über Verbreitung etc. zu machen. — Joh. v. Müller erwähnt Hagel, Hunger und Pest in der Eidgenossenschaft in den Jahren 1438—1440; bei bündnerischen Historikern sind keine Notizen hierüber zu finden.

Aus dem 15. Jahrhundert erwähnt Guler einer localen Epidemie (Pest) im Frauenkloster Valduna (damals neugegründet) bei Feldkirch anno 1412, sowie eines grossen Sterbens im untern Veltlin. Im jetzigen Graubünden begegnen wir erst am Ende des Jahrhunderts, 1499, während des blutigen Schwabenkrieges, aussergewöhnlicher Sterblichkeit, die sich auf die von jenen Kriegszügen direkt berührten Gegenden beschränkte; besonders stark litt das vom Feind ausgeplünderte und in Asche gelegte Schleins, das Münsterthal und das Engadin; über den damaligen Nothstand geben uns die

Ckronisten ergreifende Schilderungen und brauche ich nur daran zu erinnern, dass im Münsterthale Schaaren von Kindern auf die Weide getrieben wurden, wo sie heisshungrig sich über das spärliche Gras stürzten, um dasselbe zu verzehren.

Dritter Zeitraum.

Wir treten damit in das culturhistorisch wichtigste Jahrhundert, in das Zeitalter der Reformation. Wenn die Ausbeute unserer Untersuchung über die Epidemien in unserem Gebirgskantone bisher leider in wenig Anderem bestanden hat, als in Anführung von Namen und Jahrzahlen von Naturereignissen und Seuchen, so gestaltet sich das Verhältniss für die späteren Zeiten etwas günstiger; die Berichterstatter über die Vorgänge vor dem 16. Jahrhundert haben die von ihnen erzählten Begebenheiten nicht miterlebt; von jetzt an haben wir Berichte über Epidemien von Zeitgenossen und wenn wir in diagnostischer Hinsicht auch manche wichtige Frage ohne Antwort verlassen müssen, so bekommen wir doch wenigstens Angaben über vereinzelte Symptome, über die Orte, wo die jeweiligen Seuchen herrschten, über die Jahreszeit und dgl., ferner über die Zahl der an epidemischen Krankheiten Gestorbenen und Genesenen; die Zahlen der Opfer sind wohl vielfach übertrieben, wie wir später sehen werden. Die Quellen für unsere Nachrichten sind für das 16. Jahrhundert besonders Campell, Guler, Sprecher und Ardüser.

Das Jahr 1502 zeichnete sich in mannigfacher Weise aus; nach Mitte Mai war die Kälte so gross, dass Schwalben, Lerchen und andere Vögel todt aus der Luft zur Erde fielen. Im Juni zerstörte ein Hagel auf Berner- und Solothurnergebiet alle Feldfrüchte, ebenso in Zürich und Umgebung, darauf kam die Pest, die allein in Basel an 5000 Personen hinraffte.

1504 wurden im Unterengadin 13—17 Erdstösse wahrgenommen, wobei in Ardez ein Thurm einstürzte und 5 Personen tötete; 1512 war Clefen durch ein Erdbeben erschreckt worden. 1515 Ueberschwemmungen an vielen Orten. Am 11. October 1527 wurde in Deutschland ein schrecklicher Comet gesehen und auch in Rhätien galt er dann als Vorbedeutung des 4 Jahre darnach entbrannten zweiten Müsser Krieges.

In Helvetien und Rhätien wurde zwar dieser Comet nicht erblickt, dagegen wohl derjenige des Jahres 1531, der fast jeden Abend am westlichen Himmel erschien in schrecklicher Gestalt, den Schweif nach Mittag zukehrend.

Schon 1533 erschienen wieder 2 Cometen am Himmel und im nämlichen Jahre wurden nach gewaltigen Sturmwinden die Städte Chur, Bludenz, Feldkirch, St. Gallen und die dem Rheine benachbarten Gegenden durch ein Erdbeben (26. September) in Furcht und Schrecken versetzt. Auf einen Cometen des Jahres 1539, der Anfangs Mai erschien und auffallend helle Strahlen gegen Mittag warf, zeichnete sich der Sommer 1540 durch beispiellose Dürre aus, die vom März bis Ende des Jahres dauerte; die meisten Quellen und Bäche trockneten aus, viele Wälder entzündeten sich selbst; trotzdem war das Jahr ein fruchtbare, insbesondere die Wein ernte eine vorzügliche, so dass die halbe Mass $\frac{1}{5}$ Kreuzer kostete; wegen Mangel an Geschirren wurde Wein zur Bereitung des Mörtels gebraucht (Campell).

Im Sommer 1545 wurde durch einen Wolkenbruch mit Sturm das Bad Fideris gänzlich zerstört, die Quelle verschüttet und erst 2 Jahre später konnte sie wieder aufgefunden werden; zu Weihnachten desselben Jahres wurde bei hellem klarem Wetter in Süs eine mit Donnergetöse begleitete heftige Er schütterung des Erdbodens verspürt.

Nachdem schon 1527 im Vinstgau Fälle von Pest vor-

gekommen waren (Priester Tatius-Tach-von Zernez starb dort daran), gewann die Seuche ebendort 1545 und 1547 grössere Verbreitung, als noch gewaltige Heuschreckenschwärme dazu kamen, die das Elend mächtig vergrössern halfen; einzelne Schwärme kamen auch nach dem Engadin, jedoch ohne dort wesentlichen Schaden zu verursachen.

Am 6. Juni 1531 starb in Scharans Ulrich von Marmels, Magister der freien Künste und evangelischer Prediger da-selbst an der Pest.

Am 7. Juni 1550 wurde im Steinsberger Gericht um 9 Uhr Morgens ein Erdstoss verspürt, dem um 10 Uhr ein zweiter folgte. Am Anfang desselben Monats (1550) brach in Chur und an vielen Orten diesseits der Berge die Pest aus und wüthete in sehr bedeutendem Grade. Campell berichtet hierüber: »An diesem Orte (Chur) allein raffte sie während eines halben Jahres, nämlich von Anfang Juni bis zu Beginn des Winters über 1300 Personen weg. So versicherte Commander (reformirter Geistlicher zu Chur). Nach andern starben 1600 Personen (Sprecher), während die Stadt selbst nicht mehr als 500 Wohnhäuser zählte. Unter Andern starb am 23. Juli Johannes Blasius, Pfarrer zu St. Regula, ein sehr beliebter und im Amte strenger Mann. Als sein Nachfolger wurde auf Commander's Vorschlag hin, durch den Stadtrath von Chur, Philipp Galizius von Lavin nach Chur berufen. Bevor dieser jedoch übersiedelte, starb, ebenfalls an der Pest, sein aus dem Münsterthal stammender und zu Chur wohnender Vetter Simon Lemnius*), ein Dichter von seltener

*) Lehmann sagt, dass 1550 zu Chur an der Pest gestorben sei der Dichter des Schwabenkrieges, Simon Lemnius, „da er als Arzt andern helfen wollte.“ Ich habe nirgends irgend welche Notiz aufinden können, die die Angabe, als ob Lemnius Arzt gewesen wäre, bestätigen würde, weiss auch nicht, woher Lehmann diese Notiz geschöpft hat. Auch auf diessfalls gepflogene Erkundigung bei gründlichen Kennern

Gabe. Vielen schien es wunderbar, dass während diesseits der Berge die Pest mit solcher Heftigkeit auftrat, und allenthalben sich ausbreitete, jenseits der Alpen eine einzige Person davon ergriffen wurde, während doch aus diesem Landesteile immer eine bedeutende Anzahl Leute, theils zum Besuche der Jahrmarkte, oder des Bundestags oder um französische Pensionen in Empfang zu nehmen, nach Chur kamen. Und obschon gerade in diesen Tagen die Pest am heftigsten wüthete, schlepppte doch nur Einer den Krankheitsstoff mit sich fort. Es war dieses Thomas Cazin von Süs, gemeinhin Creschinben genannt, ein angesehener Mann, welcher in grosser Begleitung heimkehrend, mich zu Klosters, wo ich damals meinen Aufenthalt hatte, besuchte, dann in Davos übernachtete und in Süs angelangt, den fünften Tag darauf der Krankheit erlag. Und trotz dieses seines Zusammentreffens mit Anderen zeigte sich nirgends welche Ansteckung, wie überhaupt weder im Engadin noch Münsterthal, Bergell, Clefen, Veltlin oder Puschlaf, mit Ausnahme des Berghauses auf dem Bernina, in welchem verschiedene Personen starben.«

1556 starben zu Chur wieder 1400 Personen an der Pestilenz; am 5. October 1557 brauste ein heftiger Sturmwind von Westen nach Osten durch das Engadin und riss viele Dächer ab; ferner wurde ebenfalls im Engadin und im

unserer vaterländischen Geschichte (HH. Pfr. Kind, Prof. Bott, Prof. Plattner, C. v. Moor) konnte mir keine positive Auskunft darüber verschaffen. Ich vermuthe, dass hier eine Verwechslung vorliegt mit dem von Hirsch in seiner Bearbeitung der Heckerischen Abhandlungen (Volkskrankheiten im Mittelalter etc.) pg. 427 (Lemnii Levini medizi, Zirizaei de habitu et constitutione corporis, quam Græci Crâsin, triviales complexionem vocant. Libri II. Jenæ 1587. 8.) citirten und auch bei K. Sprengel. Band III. pag. 78 und 286 vorkommenden Levinus Lemnius, Arzt zu Zirkzee in Zeeland in Holland. Sprengel citirt eine Schrift Lemnius, de occultis naturæ miraculis, Francft. 1611, worin sehr viele Erzählungen die grosse Leichtgläubigkeit und den crassen Aberglauben des Verfassers beweisen.

Prättigau ein Lichtmeteor gesehen und im November 1557 sah man die Sonne in »dreifacher Spiegelung«. »Des Sommers des Jahres 1558 zeigten sich unzählige Raupenschwärme, welche nicht nur in den 3 Bünden, sondern auch in vielen andern Ländern Europa's verderblich wurden. In den Gärten verzehrten sie alles Grüne, krochen in die Häuser und selbst in die Betten der Einwohner. Dann zogen sie sich auf die Höhe der Dächer, setzten sich an das Sparrwerk, wo sie sich verpuppten und bis zum Frühjahr des nächsten Jahres hingen. Eine unglaubliche Menge geflügelter Insekten entwickelte sich zuletzt aus den Puppen, doch gieng glücklicher Weise die Brut durch die gewaltige Hitze des nächsten Sommers zu Grunde». Die Folge dieses sehr heissen, fast regenlosen Sommers, verursachte eine grosse Theurung, nur allein der Wein gedieh in Fülle und Güte. Im nämlichen Jahre wurde die Stadt Chur durch ein Erdbeben erschüttert. Der Winter 1559/60 brachte solche Schneemassen, dass die Dächer unter der Last zusammenbrachen; trotzdem hörte man wenig von Lawinen, was Campell sich dadurch erklärt, dass der Schneefall vor dem strengen Froste eintrat. »Schon 1560 riss eine Pestilenz in Chur wieder ein und raffte von Juni bis Martini an 1400 Personen hinweg«; diese Notiz entnehme ich dem Bündnerischen Volksblatt vom Jahr 1832, wo sie in einer Chronik der Stadt mit den eben angeführten kurzen Worten aufgeführt wird. 1560 starb nach Campell Joh. Commander ebenfalls an der Pest. Nachdem dann 1564 die Pest in Clefen im November anhub und binnen 14 Monaten 2 Dritteln der Einwohner hingerafft hatte, drang sie 1564 und 1565 auch nach dem jetzigen Bündten *), wo sie 1566 (Jahr des Bundes-

*) Die Seuche grassirte zumal in Zizers, Malans und Schiers; man predigte zur Verhütung der Ansteckung in Freien und jeder brachte aus Furcht seinen eigenen Becher zum Abendmahle mit.

tags zu Bergün) die verbreitetste Ausdehnung gewann. In Chur starben während des Sommers über 1300 Personen, darunter Philipp Gallicius sammt seiner Frau und drei Söhnen, ferner Joh. Fabricius Montanus, Pfarrer zu St. Martin, der kurz vor seinem Tode nach Zürich berichtete, dass hier die nämliche Krankheit herrsche, wie in Zürich. Wir wissen, dass 1564 in Zürich und vielen andern Orten der Schweiz typhöse Pneumomien und Pleuritiden in epidemischer Verbreitung herrschten.

Der Kelch des Elends war jedoch mit dem Schrecken der Pest nicht ausgeleert, es traten »gegen Ende August desselben Jahres nach 3—4tägigen auch während der Nacht andauernden warmen Regengüssen eine derartige Ueberschwemmung verschiedener Gegenden der Bünde ein, dass man fast eine abermalige Sündfluth befürchtete. Der Vorderrhein raste den ganzen oberen Bund herab und riss die Brücke beim Schloss Reichenau, ein schönes, kunstvolles Werk, durch Freiherrn Joh. Planta von Rhäzüns erbaut, gröstentheils hinweg. Die Maira und der Liro verursachten in der Grafschaft Clefen und im Jacobsthal unsäglichen Schaden, besonders aber wütete der Inn im ganzen Engadin, bei welchem Anlass Campells Frau ertrank; nach einem heftigen Erdbeben, das am 26. October 1567 das Engadin betraf, trat bald darauf die Etsch aus ihren Ufern und verheerte die Gegend von Verona.

In den nächst darauf folgenden Jahren traten mehrfache Erdstösse (30. October 1568, 27. Mai 1573 bis August desselben Jahres und 1574 am 28. Januar), Ueberschwemmungen, wunderbare Erscheinungen am Himmel, Hungersnoth und Theurung ein, bis dann 1574, nachdem am 23. August ein grosser Theil der Stadt Chur abgebrannt war, nochmals die Pest ausbrach, als deren Opfer der verdiente Tob. Ico-nius, Pfarrer zu St. Martin, am 15. November, fiel.

Zwei Jahre später verbrannten in Chur wieder 120 Häuser sammt vielen Ställen mit vielem Vieh und Getreide, hauptsächlich gegen das unter Thor; 1577 trat nach Ueberschwemmung in mehreren nicht genannten Dörfern eine ansteckende Krankheit auf. 1580 verheerte ein heftiger Hagel die Gegend von Klosters, Churwalden und Tschiertschen, die grosse darauf folgende Hitze vernichtete die Heuernte. Mit diesem und dem nächstfolgenden Jahre beginnt eine neue Reihe von verheerenden Krankheiten unsere stillen Thäler heimzusuchen. In diesen Zeiten scheint die Hauptstadt verhältnissmässig wenig gelitten zu haben, während einzelne Dörfer auf dem Lande, besonders Thusis, Davos etc. sehr hart mitgenommen wurden. Ich halte mich in der folgenden Erzählung besonders an das Manuscript der Chronik des Hans Ardüser, die mir aus der St. Galler Bibliothek durch Herrn Szadrowski in einer Copie mitgetheilt worden ist.

Es wird darin die Geschichte der Bünde in den Jahren 1572 bis 1614 inclus. abgehandelt.

Bald nach Neujahr 1581 fieng in Thusis die Pestilenz zu regieren an und dauerte $1\frac{1}{2}$ Jahre. Es starben daselbst dritthalbhundert Personen, deren Namen Ardüser theilweise nennt. Zugleich bemerkt derselbe, dass auch 1542, 1550, 1551 und 1566 der »Prästen« in diesem Flecken viele Leute hinweggenommen habe. In 6 Dörfern am Heinzenberg starben 800 Personen, in Schams 700, wo ausser einem alle Dörfer ergriffen wurden. In Cazis starben 150, in Sils 100, im Rheinwald 748, im Prättigau nur in 2 Dörfern 500. »Thut 3000, jung und alt, wyb und man. Auch fieng es an zu stärben zu Ems, Vallendas, im Lugnez, wo es doch bald nachgelassen hat«. Pfarrer Truog in Thusis berichtet in einem Aufsatze »über die ältere und neuere Population in Thusis« im neuen Sammler II. 143, dass die erste Pest in Thusis 1581

grassirt habe. Der damalige Pfarrer daselbst, Joh. Schaller, fiel ihr als Opfer. Am 9. Februar 1584 erschien ein brennender Glanz am Himmel; am 17. Juli desselben Jahres verheerte ein heftiger Hagel das Schalfigg, Regen und Rüfen verursachten grossen Schaden in Trimmis, ebenso die Plessur in Chur und konnte wegen der grossen Nässe »mit kaim lieb die Frucht zu nuz« gebracht werden.

Zu Tomils starben an der Pestilenz während des Sommers 1584 200 Personen, in Schams 150, in Paspels und Almens über 100; sehr heftig war die Seuche im Tavetsch, in Seth, wo 150 Personen starben, ferner, jedoch in weit geringerem Grade, am Heinzenberg und in den Oberhalbsteiner Gemeinden Schweiningen und Reams. Ueber den Jammer und die Noth der Jahre 1585 und 1586 wollen wir Ardüser selbst sprechen lassen: »Im Anfang des jars (1585) fieng an der »stärbent« inwurzlen und spreitet sich aus, dergestalt, dass in Bündten die stärbsucht in 50 Dörfern überhand genommen. Fürnemlich so sturbent in dem Gericht zu Disentis 1800 Personen, im Lugnez 500 Personen, im Thombleschc 400, zu Oberhalbstein 1300 Personen, allein zu Schweiningen 350, zu Salux 300. Da hat die Krankheit wie auch zu Scharans $1\frac{1}{2}$ jar gewärt. Zu Burwein sind nur 7 Personen überbliven in 8 Hüsren und zu Mons sind nit me als ölf überbliven. In den 4 Dörfern sint 700 Menschen mit Tod abgangen. In Vndervaz sind von 550 Personen allein 186 überbliven. Das han ich überall in den kilchen ufzeichnet funden und abgeschrieben in min schrybtäfeli: Uff Davos sind vom 4. Julio bis uf Martini 174 personen gstorben. 42 personen dran gnäsen. Von 60 Hüsren sind 18 suber bliben.*). Im Bret-

*) In einer Beschreibung der Landschaft Davos im Neuen Sammler II. erzählt der Verfasser derselben, Landammann Jacob Valär von daselbst, dass, obwohl das Clima sonst in Davos sehr gesund sei, so

tigouw bin ich zur selben Zit nit gsin, aber von vilen glaub-würdigen lüten verstanden, der pestilenz habe nit nur alle dörfer, sondern auch ali Höf und Hüser in den Bärgen sampt vil Alpen durchsucht. Und sint in Pündten bi disem Sommer bis uf Martini ob 5000 personen gstorben. Es sturbent in disem Sommer etlich Predicanten sammt Doctor Walther Beli, Hoptmann Rysch aus Lugnez, Landvogt Jan Jöri von Salux u. s. w.« Ausserdem grassirte die Seuche in Tinzen, Mons, Scharans, Lon, Thusis. »Das jar war ein strengs jar und überus grossi theury aler dingen: wyn, molchen und korn sampt alli ässende ding schlugend gechligen uf, dermassen, dass bi mannsdenken nie so thür gsin war in den 3 Pündten.«

»Am 16 Augsten (1585) hat die ganze Wält krachet und war ein unerhört dondren und blizzen. Es rägnet schier den ganzen Sommer, dadurch die Wasser in allen Landen grossen schaden thetend. An unserer Frauen Tag im Augsten ist das Wasser zu Thusis so angloffen, dass stein wie stubenöfen triben, hat sich verschwellt und eine Stund vor Tag mit söllich Ungestümigkeit usbrochen, dass ein söllich tosen krachen und braschlen war, als wenn die Bergen zusammengefallen werend, dadurch denen von Caz, Thusis und Sils, Fürstno, Rotels, Tomils und durch alle Landen nider an Baumgärten, wisen, bruggen, wuren, fälder und gärten unschätzbarlicher grosser Schaden erfolget ist. Der Ryn hat denen zu Tusis

habe in früheren Zeiten die Pest auch dort ihre Opfer gesucht. Im Jahre 1585 starben in der Kirchenhöre der Frauenkirche und zwar meistens aus dem Thale Sartig ungefähr 200 an der Pest. Das Andenken an die Pest (ob 1585 oder 1629 ist unentschieden) wird noch in dem Namen „Erb oder Erberberg (eine schöne Bergazung mit etlichen kleinen Alpen und Alpwiesen)“ aufbewahrt, welchen dieser Berg, vormals „Brücher Sonnenberg“ genannt, daher erhielt, dass er in einer Nacht der Pestzeit durch Erbschaft bis in die siebente Hand kam.

vil güter mit sammt dem grund einen manns hoch hinweggeführt. Glycherwys beschach im Oberland, im Ryntal, im Brettigouw, im Schwyzerland, in tütschen und welschen Landen. Zu Ruvis ob Ilanz und in Gamboltschyn hat das Wasser etliche Hüser untergraben, umbgrissen und hinweggefürt sammt etlich personen ertrenkt. Am 20. October sind die Wasser zu dem dritten mal so grusamlich angangen, dass die widerum gemachten bruggen aber hinweggefürt; darzu vielen lustigen gütren uf ein nüwes grossen schaden zugefügt. In diesem jar regiert krieg, blutvergiessen, mord, todschlag, zwytracht, ufrur, iammer, schaden, hunger, theure, pestilenz, hagel, ungewitter, kälte, wasser- und fürsnoth, ryfen und schnee sampt allerlei Plagen.«

»Mit Pestilenz hat Gott allermeist folgende Lender heimgesucht als: Teutschland, Oestrych, Schwyzerland, dry Pündten, Wälschland, Bohem, Frankrych, Schottland etc. In der statt Prag in Bohem sturbent 10000 Personen. Um St. Johannis tag im Sommer fiel grosser schnee, der den Hanf also verdörbt, dass man in uszüchen muss und andren seien. Als derselb anfing blüyen, fiel widerumb ein grosser schnee, der dem ops und andren früchten grossen schaden zufügt und den zum andermal geseieten hampf gar zu grund richt. Es hat den summer in den Winter und den winter in den summer verkert: der winter war trochen und warm, dagegen der Summer kalt und nass.

Ueber 1586 erfahren wir durch Ardüser Folgendes. »Als in etlichen nechstverlauffenden jaren der hagel, ungewitter, wassernoth, grosse Missratung der früchten erfolget, ist darum in disem jar so grosse theury und hunger eingerissen, dass in vilen Nationen das Volk des bittern Hungers sterben musst. Grüschen wurdent uskaufft, noch einmal gemalen und Brod darus bachen. Noch grösser mangel an essender waar iss

gewesen in der Türky, Marhen (Mähren) und Ungarland. Bei uns in Pündten muss man ein fierthel kärnen um 40 costanzer bazen kaufen; Ist überall das kürn um den halbtheil thürer dann bisher verkauft worden etc. etc.«

Im Juni fieng aber das Wetter an besser zu werden, so dass die Ernte dennoch eine befriedigende wurde und die Theurung nachliess. Ueber den Gesundheitszustand in den drei Bünden während der Jahre 1586 bis 1592 ist nur wenig zu bemerken; 1587 herrschten bei sehr hohen Getraide- und Heupreisen an einzelnen Orten des Engadins epidemische Krankheiten, so speziell in Fettan, N. Sammler 3. p. 36, wo vom März 1587 bis October desselben Jahres von der damaligen Bevölkerung von 900 Seelen, 559 gestorben sein sollen. Nach einer Volkssage sollen zwei Wanderer aus Böhmen in ihrem Nachtquartiere, einem Hause in Kleinfettan, einen Knäuel Wollengarn liegen gelassen haben und »darin stak die Pest, welche eben in diesem Hause ausbrach.«

Ausser kleinen Localepidemien, die Chur und Malans betroffen haben, (1589 starben von unseres Herrn Himmelfahrt bis St. Martinstag 32 Personen an der Pestilenz, zu Malans 100, Ardüser), ist jedoch bis zum Jahre 1592 keine grössere aussergewöhnliche Sterblichkeit zu verzeichnen; erst mit 1592 beginnt wieder ein Cyclus von Epidemien, der bis 1595 andauerte und von den stets sich wiederholenden aussergewöhnlichen Himmelserscheinungen eingeleitet worden war; es wird jedoch ausdrücklich erwähnt, dass trotz vielfacher Ungunst des Wetters in dieser Zeit keine Erndte eine schlechte gewesen sei. Chur war nun wieder der Ort, der zumeist unter der Geissel der Pest zu leiden hatte; es starben da daran von Michaelstag bis Weihnachten 356 Personen, nach anderen 450; nach Sprecher vom 18. September 1592 bis 10.

Januar 1593 an 366. Ardüser bemerkt, dass es dem »Rynstrom nach an vielen Orten fast gstorben habe.«

Vom Januar ab scheint das Jahr 1593 in Bezug auf Krankheiten nichts Aussergewöhnliches dargeboten zu haben; jedoch schon im Beginne des Jahres 1594 haben sich nach Ardüser neben andern Wunderzeichen »pestilenzische Suchten, zufallende Krankheiten, gfarliche Kriegsläuf und widerwärtige händel inglassen«. »Im Schwyzerland und mer nationen haben sich grosse sterben erregt. In Pündten hat zur allerkältisten Zyt der stärben in einer Wildnuss, Schappyna genempt, ingewurzlet, ein ganz jar gwärt; anderthalb 100 Personen gstorben, danebent auch zu Vallendas ingerissen, da von 600 personen 400 mit Tod abgangen sint. Wyt spreitet sich die Sucht aus zu Chur, wo 550 Personen daran starben, Scharrans, Malans, Embs, Bonaduz, Trins, Faleren, Schleuis, Küblis, Jenaz, da überall in iez gemelten Fleken vil Volk starb. Zu Fläsch sturbent 88 personen, 25 gnäsent und 17 hüser blibent suber. Wyter hat der stärben in Pünten nit stark, sondern zimmlicher massen regiert«, so in Clefen, Splügen, Ilanz, Heinzenberg, Domleschg, Rhäzüns, Schalfigg und andern Gegenden. Speziell von Malans berichtet E. L. von dorten in seinem im Volksblatte mitgetheilten Gedenkbüchlein, dass er in den Jahren 1594 und 1595 »104 Personen auf seiner Achsel geholfen habe zur Kirche tragen und noch viel mehr geholfen habe vergraben«.

Den Schluss der Epidemien des 16. Jahrhunderts bildet der »roth schaden« der den ganzen Sommer 1598 zu Thusis wüthete und besonders sehr viele Kinder wegraffte. Aus den damals bündnerischen Unterthanenlanden Clefen und Veltlin berichten uns die Chronisten von Seuchen in den Jahren 1512, 1513, 1520 in Bormio, 1526—28, 1564/65 besonders in Clefen und endlich 1588 im Veltlin.

Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, mit welcher wir unseren dritten Abschnitt schliessen, war für Graubünden eine Zeit masslosen Jammers und Elends.

Innere Fehden und Zwistigkeiten, zu denen religiöser Fanatismus den Anlass gab und die Partheien um so grausamer und blutiger auf einander stossen liess; fremde Unterjochung und rohe Brutalität entmenschter Söldnerschaaren sollten nicht allein die Geissel des armen Volkes sein; um den Kelch irdischer Drangsals bis auf den Grund leeren zu müssen, kamen Hunger und verheerende Seuchen mit ihren steten Begleitern, erschreckenden Himmelserscheinungen und Erdbeben (8. September 1601 in Chur so stark, dass die Glocken am Martinsturm anschlugen, ferner 1621, October, und August 1622 besonders in Fettan) hinzu, die erst mit dem Jahre 1639 das verwüstete Land zu einiger Ruhe aufathmen liessen. Die Reihe der Seuchen, die wir für diese 4 Decennien zu verzeichnen haben, beginnt mit dem Jahre 1604, wo während eines warmen und schneearmen Winters und eines guten Frühlings an vielen (nicht näher bezeichneten) Orten das »Sytenwee« herrschte und viele erwachsene Personen hinraffte; dieselbe Krankheit trat 1605 wieder verheerend auf, jedoch wie Ardüser ausdrücklich bemerkte, nicht an denselben Orten, die im vorhergegangenen Jahre davon heimgesucht worden waren. In den Jahren 1610 und 1611 herrschte eine Seuche in den helvetischen Landen, die durch schweizerische Söldner, die aus dem Jülicher Kriege heimkehrten, eingesleppt worden; rhätische Soldaten, die am genannten Kriege Theil genommen hatten, brachten das Uebel auch in ihr Vaterland, wo dasselbe 1611 zuerst in Felsberg ausbrach und 2 von zahlreichen Insassen bewohnte Häuser ausräumte; nachdem die Krankheit hier erloschen, trat sie bald darnach in Molinis auf und verbreitete sich über alle

andern Dörfer des Schalfiggs, mit Ausnahme von Maladers; die Thalschaft Schalfigg verlor durch diese Seuche einige hundert Personen. Noch im nämlichen Jahre starben an derselben Krankheit, die Ardüser die »abschüchlich pestilenzisch Sucht« nennt¹, in Haldenstein und Jenins je über 30 Personen.*)

Kurz nach dem Untergange von Plurs im August 1618 brach über Rhätien unter dem Drucke einer entmenschten fremden Soldateska und schwerer Hungersnoth namenloses Elend herein, das durch Ueberschwemmungen erhöht wurde und mannigfaltige erschreckende Himmelserscheinungen trugen nicht wenig dazu bei, das gequälte Volk in Angst und Sorge zu stürzen. 1621 trat nach Vulpius im ganzen Veltlin und besonders in Tiran eine schwere und grosse Krankheit auf, die sich durch die heftigsten Kopfschmerzen und ausserordentliche Schwachheit und Hinfälligkeit characterisirte. Die Aerzte

*) 1610 regierte unter „dem liben vech ein bösi sucht, sie habens meerenteils an den füssen und an der zungen befunden; kont vom lyb und von der milch, doch wenig sind an dieser Fehkrankheit verdorben.“ 1611. Nachdem Ardüser von einem über den Haldensteiner Berg herkommenden und in der Gegend von Chur grosse Verheerungen anrichtenden Hagel berichtet, erzählt er, dass durch den ganzen Sommer hindurch in allen 3 Pündten eine „Vechkrankheit“ streng geherrscht habe; so seien in einer einzigen Alp, Albyn genannt (die Alp Albyn gehört der Schamser Gemeinde Andeer und bestosst sich mit ca. 260 Stück Rindvieh), 200 Stück Rindvieh krank gewesen, wodurch grosser Schaden an Alpertrag enstanden sei. In der Seuche von 1610 erkennen wir leicht die Maul- und Klauenseuche, wogegen wir es dahin gestellt sein lassen müssen, welcher Natur diejenige des folgenden Jahres gewesen sein mag. Da Ardüser nur des Schadens an Molken gedenkt und über Symptome und Tödlichkeit nichts angibt, so lässt sich vermuten, dass es sich hier wohl auch um Maul- und Klauenseuche, oder um eine leichte Form von Milzbrand gehandelt haben mag; gegen letztere Annahme (eines Milzbrandes) scheint nur der Umstand zu sprechen, dass in einer Alp so viele Erkrankungen vorkamen bei einer jedenfalls, wie aus dem Wortlaute Ardüser's hervorgeht, sehr geringen Sterblichkeit.

leiteten das Uebel, an welchem sehr viele zu Grunde giengen, her von der Angst, die der grausame Krieg hervorgebracht und den Gewissensbissen in Folge der vielen eben begangenen unmenschlichen Grausamkeiten, würdig, dem Barbarismus der Bartholomäusnacht an die Seite gestellt zu werden. (Veltliner-mord). Diese Krankheit herrschte lange Zeit. Auch in den drei Pündten brachen damals schon schwere Krankheiten aus, die im Vereine mit Hunger und Theurung den Schrecken der Jahre 1622 und 1623 vorbereiteten. Am 21. October 1622 brannte mit Ausnahme des Schlosses das ganze Städtchen Mayenfeld ab, so dass Baldiron und einige seiner Hauptleute gezwungen waren, sich durch die Fenster der brennenden Häuser zu retten und ihre im Prättigau und Engadin gemachte Beute den Flammen zu überlassen; in der folgenden Nacht traf die Gemeinde Jenins ein gleiches Schicksal.

Zur Zeit des Bundestags in Chur am 24. Oktober 1622 brach die »ungarische Krankheit« unter den Soldaten in der Herrschaft Mayenfeld und Chur und anderwärts aus; es starben ungefähr 3000 Söldner in kurzer Zeit. Sie starben längs den Strassen, wurden unbeerdigt liegen gelassen, so dass sich im Lande ein grosser Gestank erhob. Neben der als »ungarische« bezeichneten Seuche haben im bündnerischen Rheintale damals sicherlich auch Ruhrepidemien geherrscht, wie aus einer Stelle bei Joh. Andr. Vulpius, wie ich glaube, unzweideutig hervorgeht. Vulpius sagt: »rumpet oura la malatia d'Ungaria e malchiötschen cun üna dolur sgrischusa«. Unter der ungarischen Krankheit haben wir einen Petechialtyphus zu verstehen, während uns im »malchiötschen cun üna dolur sgrischusa« eine Affection entgegentritt, deren wesentlichstes Symptom in blutigen, mit den heftigsten Schmerzen begleiteten Durchfällen, entgegentritt. Es sagt ferner Vulpius ausdrücklich, dass die ungarische Krankheit **und** malchiötschen

etc. aufgetreten seien, ein Beweis dafür, dass wir es hier mit zwei verschiedenen Krankheiten zu thun haben. Vulpius ist überhaupt der erste bündnerische Geschichtsschreiber, der sich die Mühe gegeben hat, wenigstens einzelne Symptome der damaligen Seuchen anzugeben und ich halte es desshalb nicht für überflüssig, die betreffenden Stellen hier wörtlich (Vulpius hat seine Bündnergeschichte bekanntlich romanisch geschrieben) mitzutheilen. Ueber die Seuche im Veltlin vom Jahre 1621 sagt er: »Dupo rumpet oura üna greiva e gronda malatia, chi regnava in tuot la Valtellina, pustüt in Tiran, mal da teista, üna matidaunza our dvart; e murit üna gronda quantità. 'Ls meidis davan causa alla temma chia 'l pövel havess tut aint per 'l grond strepit dallas armas, od eir chia la conscientia 'ls batteiva, tras jüst jüdici da Deis. Ella regnet ün lung temp«. Die Beschreibung der Noth und des Elends der Jahre 1622 und 1623 leitet unser Autor mit den Worten ein: »Die 24. october (1622) vain üna dieta in Coira, inua la part gronda suo dad acceptar 'ls articuls da Lindau, e vgnian trmiss legats ad Inspruck à suplichiar per liberatiun. Interim per causa dels früts malmadürs, üjas e auters, e baiver muost, mangiar chiarns malcottas, rumpet oura la malatia d'Ungaria e malchiötschen, cun üna dolur sgrischusa intrauntr' la sudada in 'l domini da Mayenfeld, Coira et utruo, chi muritten circa da 3000 sudads in cuort temp. Murivan davo las vias, nè gnivan sepulids, chi eira in tuot il pajais muvantà üna püza gronda«.*)

*) Walsers Appenzeller Chronik (1623). „Nachdem in dem fortwährenden Bündnerkrieg viele 100 erschlagene Körper in den Rhein geworfen und im Rheinthal an das Land getrieben, so sind die Hunde darüber hergefallen und haben sie gefressen; geriethen dann in solche Wuth, dass sie im Appenzeller Oberland und Rheinthal aller Orten das Vieh anfielen und grossen Schaden anrichteten. Das Volk zog mit Flinten, Spiessen, Stangen und Prügeln gegen die rasenden Hunde zu Felde.“

Weiter erzählt Vulpius, dass im Unterengadin das wenige Volk, was noch übrig geblieben und von der Flucht wieder heimgekehrt war, in Elend gelebt habe; die Leute mussten auch die unnatürlichsten Dinge geniessen zur Stillung des schwarzen Hungers; auf wenig Stroh gelagert, schliefen sie in Kellergewölben und die wenige Nahrung, die sie noch hatten, wussten sie nicht wo aufbewahren, um sie vor den Mäusen zu schützen, die ihnen Nachts über das Gesicht liefen und Nase und Ohren benagten; ja, es brachen allerlei Krankheiten aus, sodass in allen Gemeinden viele Leute starben in Folge von Hunger und Krankheiten. Die geringe Ernte wurde vom Feinde und den mit demselben haltenden Einheimischen weggetragen, so dass die Winter der Jahre 1622 und 1623 die »Hungerwinter« genannt wurden. Dasselbe geschah im Prättigau und so war überall Jammer über Jammer (anguoscha sur anguoscha) als Strafe Gottes für Nichtbeachtung seiner Gebote.

Ueber die Sterblichkeitsziffer in jenen schweren Seuchen besitzen wir ausser obiger Angabe von Vulpius nur noch eine nähere Notiz über Cellerina, in einem Aufsatze von Thomas Frizzoni im 2. Bande des neuen Sammlers. Es sind dort die Sterbelisten von zwei Cyclen von je 35 Jahren angegeben, nämlich von 1608—1642 incl. und von 1770—1804 incl.; für erstere Reihe berechnet sich die Mortalität auf ca. 10, für die zweite auf etwa 8 pro anno, während wir das Jahr 1622 mit 30 Todten verzeichnet finden; wenn nun auch Frizzoni die Ursachen jener grossen Todtenzahl nicht angibt, so dürfen wir doch mit ziemlicher Sicherheit sie auf die allgemein verbreitete Epidemie jenes Jahres zurückführen.

Krieg, Hunger und Seuchen waren es nicht allein, unter denen das unglückliche Land seufzte, es musste auch die Schmach ertragen, nachdem der Feind erst durch die Heldenthaten der Prättigauer aus den heimatlichen Gauen vertrieben,

bald wieder mit erneuerter Macht erschienen war und die Bündner überwunden hatte, im Tractat von Lindau (30. Sept. 1622) Bedingungen anzunehmen, die die 3 Pündte aus den Reihen der selbstständigen Staaten strichen. Schon im Jahre 1625 eroberten aber die Bündner, unterstützt von Frankreich und den Eidgenossen, ihre Unterthanenlande wieder. Von Frankreich aber im Stiche gelassen, mussten sie am 8. Aug. 1629 sich Oesterreich von Neuem beugen.

Während dieser trüben Zeiten brachen neuerdings schwere Krankheiten über das unglückliche Land herein; schon im Jahre 1628 starben zu Chur ca. 60 Personen an der Pest, die dann im darauffolgenden Jahre eine so allgemeine Verbreitung fand, dass kaum einzelne Dörfer davon verschont geblieben sein mögen. Die Hauptstadt verlor in diesem Jahre (1629) an 1300 Seelen durch die Pest; in Thusis starben nach den Berichten des Pfr. Truog (Neuer Sammler II. 143 u. flg.) innerhalb 10 Wochen 237 Personen, darunter auch der Ortspfarrer Michael Hunger. Die Pest wurde durch ein Soldatenweib ins Dorf gebracht, das auch als erste Beute der Krankheit zum Opfer fiel, am 17. August. Am 30. und 31. Oktober wurden an beiden Tagen zusammen 16 Personen begraben. »Es starben Männer 28, Weiber 50, Jünglinge ob 15 Jahren 6, Mädchen ob 15 Jahren 32. Kinder unter 15 Jahren sind nicht angegeben. Es genasen 58, meistens Kinder und arme Leute. 9 Häuser starben ganz aus. Gesund blieben nur 4 Familien mit 34 Personen. Geflohen waren 221. 45 Geschlechter starben aus. Daraus berechnet sich für damals eine Bevölkerungsziffer von ungefähr 550 Seelen (1806 circa 600). In Ronggellen starben im Ganzen 28 Personen. Das benachbarte Domleschg hatte noch härter zu leiden, wie uns Lehmann berichtet. Die jetzt verschwundene Schanze »Sieh dich vor» bei der Fürstenauer Zollbrücke hatte 1629/30 eine

• kaiserliche Besatzung unter dem Commando des Grafen Merode und des Generals Gallas, die durch die Pest fast ganz aufgerieben wurde, und die Feste räumen musste. Die Hälfte der Einwohner von Domleschg wurde hingerafft. Scharans verlor 400, Fürstenau 86, Almens 75, Sils 136, Rotels von 158 etliche 90 Personen. Die kleine Berggemeinde Schall starb ganz aus und wurde zu einer Alp.

Durch 14 Monate wurde der Gottesdienst unter freiem Himmel gehalten und die Todten musste man auf offenem Felde beerdigen. — Im Rheinwald waren es vorzüglich die damals zu einer Pfarrei vereinigten Gemeinden Nufenen und Hinterrhein, die viele Opfer zu beklagen hatten. Bei einer für die Jahre 1629—1642 (also mit Inbegriff der Pestjahre) sich ergebenden mittleren Sterblichkeit von $23\frac{1}{2}$ pro anno, hatte man 1629 84, 1630 77 Leichen, zusammen 161, wovon je 80 und 68 auf Nufenen allein fallen (also 148).

Aus dem Oberhalbstein erfahren wir durch einen Bericht des H. Bundesstatthalter J. A. Peterelli (N. Sammler II. 441 u. flg.), dass die Bevölkerung seit 100 Jahren (Peterelli schreibt 1806) in unbedeutendem Masse abgenommen habe; dagegen sei das Thal vor 200 Jahren noch einmal so stark bevölkert gewesen, als 1806. Savognin allein habe damals an 700 Einwohner gehabt (1806 an 360—370). »Die grosse Epidemie (man nannte sie Pest), welche vom 7. October 1629 bis letzten September 1630 dauerte, gab der Bevölkerung diesen Stoss. In Schweiningen (Savognin) allein starben 360 Personen. In Dehl, oberhalb Mons, blieb in Folge der Pest der Jahre 1629 bis 1635 nur ein Mann übrig; nach einer alten Sage sollte der Ort früher stark bevölkert gewesen sein. Ueber die Verbreitung der Epidemie im Albulathal *) habe

*) Nachträglich erfahre ich durch die Güte des R. P. Vittore d'Alice da Fabrino in Tiefenkasten, dass in Lenz 1629, wie aus der

nichts Näheres finden können, dass sie jedoch dort geherrscht hat, ist sicher. Die Kirche zur »heiligen Dreieinigkeit« im Bad Alveneu wurde 1630 zum Danke für die Befreiung von der Pest erbaut und 1634 eingeweiht. Eine 1854 bei einer vorgenommenen Restauration der Kirche übertünchte, durch Dr. Chr. Brügger jedoch gerettete Inschrift im Chor lautete: »Anno 1630 grassante peste voto et labore vicinorum omnium in Balneo propriisque expensis nec non auxilio aliorum Alvaniensium templum hoc inceptum et anno 1634 consecratum sub R. D. Philippo de Philippinis parocho tunc temporis.« —

Das Engadin scheint diesmal so ziemlich von der Seuche frei geblieben zu sein, wenigstens habe ich Nichts darüber auffinden können. Die Kirchenliste von Cellerina wenigstens gibt für 1629 9 und 1630 nur 5 Leichen an, es bleiben also beide Jahre unter der mittleren Sterblichkeit von damals. Es hat überhaupt das Engadin von allen Landestheilen am wenigsten von epidemischen Krankheiten zu leiden gehabt. Campell schon rühmt nach einer Lobrede auf die Mässigkeit und die Sittenreinheit der Engadiner, die »ungemein gesunde Luft« des schönen Hochthals. Man sehe daher im Engadin nur selten eckelkafte Krankheiten, wie Aussatz, Lustseuche, Kröpfe etc. Ebenso selten sei der Anblick von Stummen, Tauben, Lahmen und anderweitig Verstümmelten; selbst von der Pest habe das Engadin wenig gelitten; was in den letzten 60 Jahren daran gestorben sei, übersteige nicht die Zahl von 200 Personen; die Abfassung der Topographie Graubündens fällt ins Jahr 1570, es wäre demnach das glückliche Hochthal von den verheeren-

Matrikel der ital. Capuzinermission in Bündten hervorgeht, beide P. P. Capuziner an der Pest starben. Tiefenkasten selbst hatte damals noch keine Capuziner, die Pfarrei Lenz wird heute von einem Weltgeistlichen verwaltet.

den Seuchen der Mitte des 16. Jahrhunderts fast gänzlich verschont geblieben.

Auf die Epidemie von 1629 und 1630 zurückkommend, finden wir sie ebenfalls in der Herrschaft und erfuhr hier die Berggemeinde Stürvis dasselbe Loos des completen Aussterbens wie das kleine Schall im Domleschg. Nicht minder heftig hat die Seuche im Prättigau und Davos geherrscht. Von Seewis wird im N. Sammler I. 292 berichtet, dass seit 1615 bis 1680, besonders in Folge der grossen Pest an 40 Geschlechter ausgestorben seien. Davos verlor 1629 an 114 Personen durch die Pest. Ueber das Herrschen der Krankheit im Oberland ist kein Zweifel, wenigstens befinden sich in und an der Kirche von Igels auf die Pest von 1630 sich beziehende Inschriften. Aus dem Misox und Calanca bleiben wir für diese, sowie für frühere Epidemien ganz ohne Nachrichten. Die Entstehung der Capelle des St. Antonius von Padua in dem zur Pfarrei Braggio gehörenden Bolade wird auf die Pestzeit zurückgeführt; da diese Reihe von Seuchen, die von 1628 bis 1635 nicht erlosch, jedenfalls von allen uns bekannt gewordenen Epidemien die grösste Ausdehnung gewonnen hatte, so lässt sich vermuten, es möchte sich die Gründung der genannten Capelle auf diese Periode beziehen.

Die Verluste an Menschenleben waren sehr bedeutend, nach einigen über 12000 Personen, Sprecher gibt für die ganze Dauer der Epidemie einen Menschenverlust von 20000 an.

Nachdem die grösste Wuth der Krankheit mit den Jahren 1630 und 1631 nachliess, glimmte sie aher dennoch durch einige Jahre lang fort: 1635 fiel ihr zum Opfer Bischof Joseph Mohr von Chur und hie und dort sollen noch bis 1639 ver einzelte Pestfälle vorgekommen sein.

Dr. Gubler berichtet in seiner medizinischen Topographie von Chur, dass daselbst 1628 36, 1629 1010, 1630 109,

1641 60 und 1635 110 Personen an der Pest gestorben seien.

Im Taufbuche der hiesigen St. Regulakirche finden sich über die Epidemieen der Jahre 1628 – 1635 (das Taufbuch beginnt mit 1623) einige werthvolle Notizen, von dem damaligen Pfarrer Andreas Loretz aufgezeichnet, die ich hier in extenso mittheilen will: «1628. Allhier ist zu merken, dass ich fürohin bis zum Newh Jahr des 1629, wegen dass mein Magd Zeya (Lucia) ab dem Heinzenberg des heiligen Tags an der Pest gestorben, hab ussbliben und ussfristen müssen und derohalben die Kilchensachen nit verrichten können. Ich aber mit meinem Volk im Lürlibad gsundt bliben. Ussgenommen mein lieber Schwächer Christen, so im Huss bliben, ist an der Pest gstorben, als 4 Wuchen verflossen, am St. Andres Tag, o des trurigen Jarstags. Summa deren gestorben an der Pest, 36. —« 1629. Item ist zewüssen, dass von der zyt an der Pest sich mächtig erhebt hat, und man die kaiserschen Soldaten darzu in Hüsern haben müssen. Und ob sy wohl hernach gen Masans und Lürlebad in quartier gehabt, ist doch die Pest in der Statt nit gestillet, und darzu Masans sehr angriffen, also dass im Obermasans nit mer denn 2 Männer überbliven. Dieser Pest hat auch mein Vetter Hanss, Weyb, kindt, Mutter und bruder hinweggenommen. Item mein Vetter Lucas und Bäss Anneli. In der statt sind fürnemblich Herr Burgermeister Gambser, Burgermeister Lehner, Stadtvogt They, Stadtammann Wegerich, Hans Felix Guler, alle des Raths durch die Pest hingrisSEN worden. Welch mich auch ein wenig brürt aber uss grossen gnaden vast ohne schmerzen ein blattern am Halss durch Hülf des Schärer Jeglin ussgangen. Weyb und kindt by mir gwesst unndt ungeacht sy grosses lybs mir selbs verbunden, und von gnaden gottes kein nichts thon. Es ist auch zewyssen, dass es uf

jenen Tag allein in der Statt hinweggenommen ufs meiste 25, zur Wuchen 100, doch nur einmal. Herr Jörg (Saluz) hat sein kirch, als darin allein suber ganz versehen. Ich aber hab mein kirchen zu St. Regla versehen, allein den Jnfizirten predigt, taufft, copuliert. Taufft hab ich nebent andern im Pest Lieni Mooser's kindt« und noch 4 andere, die namhaft gemacht sind. Folgen noch die im selben Jahr copulierten Ehepaare.

»Vor dem Pest sind in ganz Stattgmeind gestorben	<u>104</u>
Durch den Pest sind vom 13. September bis zum neuen Jahr uss der Stadt gestorben	931
Zu Masans sind gestorben	67
Und uff dem Hof ,	<u>12</u>
Summa der an der Pest gestorbenen	<u>1010</u>
Aller an der Pest und sonst sind	<u>1114</u>

Hatt sich also diess Jahr unser Gmeindt an Volk gmin-dert umb 988 Personen.

»1630. März. Allhier ist zu merken, dass man bis dato mit der tod tengloken zum gebätt glütet, und alssdann die abgestorbenen von 4 tragern uf der baar sind bestattet wor-den.*) Für ohn aber hat man wieder die Mittagglockhen glütet und die abgestorbenen in der kilchen zu verkühnden unter lassen, hat aber erst die Pest für dass Oberthor heftig angegriffen, alss dass man achtet, die ganze Zalen derer so am Pest, vor oder nach dem neuen Jahr gestorben, lauffe uff 1150 Personen, darin sind etlich Persohnen uss Areschgen auch erfasst.«

»1631. Wyter ist zu merkhen, dass den 27. August mein Schwiger Dorothe vom Pest angegriffen worden, und ich allda

*) An der Scaletta fieng man 1529 an zu begraben. (Aus den Notizen von Major A. von Buol.)

im Pfrundthuss zur St. Regla by Ihro verbliben mir eingebotten undt derohalben weder tauffen noch Predig halten noch andere kilchensachen verrichten können. Gott well in Gnaden mich ansehen und mich nit in seinem Zorn hinweg nemmen. Nun mich der gnädig Gott allhie im Pfrundthuss wie auch mein wyb und kindt im Lürlebad frisch und gsundt erhalten und dem Schwiger wider uffgholzen, so hat man mich uff St. Gallentag den 16. October wider predigen und andere kilchensachen auch zu St. Martin verrichten lassen. Gott wölle ein guten bstandt dazu verlichen. Amen. Hat uffghört den 15. October.

In der Pest sind in und ausserhalb der Stadt ohngefähr gestorben klein und gross Personen 60, unter welchen die fürnembsten Manns- und Frauenspersonen«.

«1634. Martins den 8. d. Monats so war Sambstag, ist mein schönes Evali, so von 2 Jahren und 3 Monaten und 8 Tag gsein an den »blattern« in Gott dem Herrn entschlafen».

»1635. September 13. Uff diesen Tag ist mein Stieftochter Dorathea am Pest erkranket und wieder genesen. Wir ander sind im Lürlebad alle gesund erhalten worden. Innert der Zeit hat die Pest etwas hinwegerissen, sonderlich beim untern Thor, und weil ich Quarantena hab halten müssen, han ich weder tauffen noch lychpredig halten dörffen bis uff den 26. November«. *)

*) Die für die Pesten dieses Zeitraums angegebene hohe Sterblichkeitsziffer ist ohne Zweifel vielfach übertrieben, so erschreckend sie auch gewesen sein mag. Es ist übrigens von allen unseren Geschichtsschreibern besonders betont, dass die Bevölkerung in den Gemeinden des Landes im 16. und 17. Jahrhundert zahlreicher war, als vielerorts noch jetzt. Wenn nun einerseits ohne Zweifel die sich oft wiederholenden Seuchen und Kriege harte Lücken in der Population verursachten, so ist andererseits nicht ausser Acht zu lassen, dass der im 17. und 18. Jahrhundert florirende auswärtige Militärdienst und die besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer mehr über-

Am Schlusse dieses Abschnittes angelangt, will ich nicht unterlassen, die Beschreibung, die uns Lehmann von der Pest gibt, mitzutheilen. Lehmann sagt: »In den Jahren 1361, 1550, 1556, 1560, 1566, 1592, 1593 und 1630 ward die Bürgerschaft (Chur nämlich) von der Pest grausam mitgenommen; das Uebel griff nach und nach alle Theile des Körpers an, die Symptomen davon waren erschrecklich, die Fortschritte reissend, die Folgen fast immer tödtlich. Sogleich bei der ersten Anwandlung verlor die Seele ihre Kräfte, Schlaflosigkeit, schreckliche Träume, Convulsionen — das waren noch nicht alle Qualen der Kranken. Eine brennende Hitze verzehrte sie innerlich. Bedeckt mit Geschwüren und blauen Flecken, mit flammenden Augen, mit gepresster Brust, stinkendem Atem und brennendem Durst stürzten sie sich oft verzweiflungsvoll in den Fluss».

«Die heiligsten Bande der Freundschaft wurden zerrissen. Augen, die sich auf immer schliessen wollten, sahen sich von

hand nehmende Auswanderung junger Leute als Caffeesieder etc. ins Ausland das Land um so mehr in seiner Bevölkerungsziffer heruntersetzte, als diese beiden Momente hauptsächlich die jungen männlichen Einwohner traf.

Von den im 16. und 17. Jahrhundert besonders stark von der Pest heimgesuchten Orten will ich einige Daten über die gegenwärtige Bevölkerung anfügen, wie sie sich nach der eidg. Volkszählung vom 10. Dez. 1860 ergibt:

Chur, für welchen Ort sich eine Verminderung nicht nachweisen lässt, obwohl sie angenommen wird, ergibt 6990 Einwohner für 1860. Seit 1751 nimmt die Population von Zählung zu Zählung zu. 1751: 2233. 1791: 3183. 1823: 4567 und 1835: 5081.

Schweiningen zählte 1860: 509. *Salux* 364 Einwohner.

Der Bezirk Glenner 10996, davon *Seth* 237.

Scharans 425. *Sils* 358. *Thusis* 868. *Tschappina* 242.

Hinterrhein 175. *Nufenen* 309. *Rongellen* 62.

Der Kreis Davos 1705.

Kreis Lugnez 3860. *Kreis Disentis* 5922, wovon auf die Gemeinde *Disentis* 1224 fallen.

aller menschlichen Gegenwart verlassen und der Tod ward nicht einmal mehr von Thränen begleitet«.

Es ist fraglich, ob sich diese Beschreibung der Pest auf eine der oben von Lehmann namhaft gemachten Epidemien bezieht, denn Lehmann giebt in keiner Weise an, woher er diese Notizen gesammelt hat; mir will es wahrscheinlicher vorkommen, dass wenn sich diese Bemerkungen überhaupt auf eine in Bündten vorgekommene Seuche beziehen sollten, und nicht vielmehr, was mit Rücksicht auf die ganze Art und Weise der Geschichtsschreibung Lehmann's, sehr wohl möglich ist, einem unserem Lande fremden Autor entlehnt sind, sie sich auf diejenigen epidemischen Krankheiten beziehen, die Anfangs der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, wie wir sehen werden, auch in Graubünden geherrscht haben. Lehmann's Buch ist gedruckt 1797, nachdem er bereits nicht mehr im Lande war; da er nun selbst sagt, an 20 Jahre in Bündten zugebracht zu haben, so ist es möglich, dass er zur Zeit der Seuche von 1770—1772 selbst im Lande war oder doch bald nachher ankam, so dass er darüber viele Details leicht erfahren konnte.

Bevor wir diesen Zeitabschnitt, den wir als den Schluss der Epidemien der eigentlichen Bubonenpest zu betrachten haben, verlassen, will ich noch einiger Volkssagen gedenken, die sich wohl auf die eben geschilderten Pestjahre 1628 bis 1635 beziehen und die ich den »Beiträgen zur deutschen Mythologie, gesammelt in Churrätien von Dr. F. J. Vonbun, Chur 1862« entnehme. »Während die Pest im Prättigau wütete, flüchtete sich die Familie von O . . (Grüschi) in ein entlegenes Berggut, einen Knecht zurücklassend. Diesen liess die flüchtige Familie von Zeit zu Zeit fragen, ob sie wieder heimkehren dürfe, er wollte das jedoch nicht erlauben, obwohl schon geraume Zeit kein Pestfall mehr in dem Orte

vorgekommen war. Erst nachdem ein altes Weib an jener Seuche verstorben war, erlaubte er der Familie die Heimkehr. Den Grund zu seinem Benehmen gab der Knecht so an, dass er kurz vor dem Eintreten der Pest eines Morgens früh ein sonderbares Gemurmel, wie Bienengesumse vom Dorfe her gehört habe; unter die Thüre getreten, um den Grund davon zu erfahren, habe er das Todtenvolk, einen langen Zug noch lebender Leute gesehen dem Kirchhof zuwallen und zwar ganz in der Reihenfolge, wie sie später an der Pest verstorben seien. Zuletzt sei dann, noch eine ziemliche Strecke hinter den andern, jenes alte Weib nachgehumpelt, welches die Seuche zuletzt hinraffte. Dessenwegen habe er bis zu deren Bestattung die Herrschaft vor der Rückkehr gewarnt. — Eine zweite Sage knüpft sich an das Dorf Fanas, wo zur Zeit der Pest oder des schwarzen Todes zwei Brüder lebten. Da nun in der Meinung des Volkes Tod und Pest sich vorzüglich mit halbgöttlichen Wesen (Elben, Hausgeister, Doggi etc.) berühren und diese auch durch Astlöcher kriechen, so gruben jene zwei Brüder ein Loch in die Wand ihrer Stube und sperrten da ihren Anteil Pest hinein, schlugen einen Nagel darüber und gingen ins Ausland, um nach Erlöschen der Seuche wiederzukehren. Aus Muthwillen zogen sie den Nagel aus der Wand, die eingesperrte Pest kroch heraus und tödete sie auf der Stelle.

Ebenfalls zur Pestzeit giengen zwei gespenstische kleine Wesen beim Felsenbach ins Prättigau hinein. Das eine trug eine Schaufel, das andere einen Besen. Als sie zur schmalen Felsenpforte ins Thal hineinschauten, sagte das eine: geh du rechts der Landquart und schaufle die Leute herab, ich gehe links der Landquart und wische die Leute herunter. Sie thaten es und damit begann die Pest. Als Volksmittel gegen die Pest galten verschiedene Pflanzen, deren Kenntniss aus-

schliesslicher Besitz überirdischer Wesen war, und von denselben den Menschen entweder freiwillig mitgetheilt oder mit List entlockt wurde. So gelang es einst einem Bauern von einem »wilden Mannli« den Namen zweier Pflanzen zu erfahren, nach deren Genuss Niemand mehr an der Pest starb. Diese Pflanzen sind «eberwurza und bibernella».

Als 1611 die Pest die Bewohner bis in die höchsten Thäler würgte, erscholl eines Abends in den Lüften der vernehmliche Ruf:

«Esset knoblauch und bibernelle,
dann sterbet ihr nicht so schnelle».

Vierter Zeitraum.

Noch während des Herrschens der Pest, im Jahre 1631, eroberten die Bündtner mit Hülfe der Franzosen und Eidgenossen ihre Unterthanenlande zurück, konnten jedoch bei der selbstsüchtigen Politik Frankreichs den Besitz derselben nicht erhalten; erst nachdem sie durch Vereinigung aller ihrer Kräfte den Abzug der Franzosen bewirkt, gelangten sie theils durch Tractate, theils durch Loskauf zu ihrer alten Selbstständigkeit wieder; der Besitz der Unterthanenlande wurde aber nur unter Einbusse der Freiheit der Ausübung des evangelischen Cultus gesichert. Die Geschichte dieser anderthalb-hundert Jahre bis zur Vereinigung unseres Landes mit der Eidgenossenschaft, erzählt uns nicht von früherer Heldenkraft, von ruhmvollen Kriegen; innere Zuckungen und temporäres Auflodern des noch immer nicht erstickten Partheigeistes unterbrechen nur für kurze Zeiträume diese friedlichste Periode der Geschichte der rhätischen Republik.

Von dem vierten Decennium des 17. Jahrhunderts, d. h.

vom Jahre 1641 an hören wir nichts mehr von Pesten, die unser Land heimgesucht hätten. Diejenigen Seuchen, die in dieser Zeit in Bündten auftraten, werden nicht mehr mit den allgemeinen vagen Namen »Pest, Pestilenz, stärbent, grosser Tod etc.« bezeichnet; die jeweiligen Epidemien nehmen unter dem Einflusse geläuterterer Kenntnisse, wenigstens einzelner Zeitgenossen, bestimmtere Namen an, sie treten uns in pathologisch präziseren Formen entgegen.

Den ersten Epidemien in dieser Zeitepoche begegnen wir in dem sonst von solchen Uebeln so sehr verschonten Engadin und hier speziell zwei Epidemien in dem Dorfe Scanfs, wo 1650 bei einer Einwohnerzahl von 500 (im Jahre 1788) an 54 Personen starben, 1693, 1756 und 1771 je ungefähr 30 Personen (bei einer durchschnittlichen Sterblichkeit von 14 pro anno) als Opfer von Seuchen fielen (Lehmann), über deren Natur uns nirgends näher berichtet wird. 1747 grassirte in Puschlaf eine »Diarröha und Dyssenteria« (Lehmann), »die den fünften Theil der Einwohner hinraffte, unter Anderen den vortrefflichen Patrioten Joh. Dominic von Margarithis».

Mit dem Jahre 1771 beginnt ein neuer Seuchencyclus, der sich bis zum Jahre 1784 ausdehnt, seine grösste Intensität jedoch in den Jahren 1771 und 1772 entfaltete. Diese Epidemie ist die erste in Bündten, die einen ärztlichen Beschreiber gefunden hat. Die Seuche ergriff vorzüglich die Gegend des untern bündnerischen Rheinthal, besonders von Igis und Zizers. Als Dr. J. G. Amstein *) 1771 als Arzt und Lehrer

*) Ueber seine damalige Thätigkeit in der Herrschaft spricht sich Amstein folgendermassen aus: (Museum der Heilkunde, herausgegeben von der helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte. III. Band. Zürich 1795). „Neben der Ruhr (an der Amstein selbst erkrankte) haben wir eine unaufhörliche Epidemie von Wechselfiebern und einem, mit einem lymphatischen verwickelten, Faulfieber — eine bei einigen sehr langwierige Krankheit. — Aber fast

an das Philanthropin (damals noch Seminarium in Haldenstein) kam, waren dort bereits die Pocken ausgebrochen; kaum war die Anstalt nach Marschlins verlegt, von wo an sie eigentlich erst obigen Namen erhielt, so brach in der Herrschaft eine Seuche aus, wahrscheinlich eingeschleppt durch halbverhungerte und den Keim des Uebels in sich tragende Einwanderer aus der Schweiz. Fehlernten und Nahrungsnoth im eigenen Lande boten dem eingeschleppten Uebel einen fruchtbaren Boden. Die Krankheit wird als »Faul- und Nervenfieber« bezeichnet.

Neben Fleckfieber grassirten gleichzeitig Ruhr und Tertianufieber; Intermittenten sind bekanntlich in der Gegend der beiden oben genannten Gemeinden ein endemisches Uebel bis .

bei allen zeigen sich eine Menge kleiner rother Flecken, die oft verschwinden und wieder kommen. In Chur haben viele rechte Petechien, wie ich eben von H. Dr. Abbis höre. Ein hartnäckiger Schmerz in der Stirne und in den Augen, angeloffene Zunge mangeln niemals. Die Krankheit schied bei einigen gut durch die Stühle, bei einigen aber geht die Scheidung sehr langsam Ein Fräulein bekam erst nach 14 Tagen einen haufenweise da und dort sich zeigenden Frieselausschlag und nach diesem im Gesicht, am Halse und auf der Brust schmerzende und eiternde Blätterchen. Eine Dienstmagd ist schon in der vierten Wochen krank und delirte noch ohne Fieber; wo es geschwinder gieng, da wurden die Kranken bald gehörlos und fiengen an viel zu schlafen, worauf sich die Scheidung entweder durch einen anhaltenden Bauchfluss oder durch den Schweiss zeigte. Alle hatten im Anfange kalte Schauer, die oft wiederkehrten und Schmerzen in den Gliedern. Sie klagten über ein beständiges Brausen in den Ohren, über viel Lärmen im Kopfe. Einige hatten abwechselnde Zahnschmerzen und rheumatische Schmerzen in den äusseren Theilen des Kopfes und des Halses; einige etwas wenig Husten, doch nur im Anfange, wo es einem versteckten Schnupfen sehr ähnlich sahe. — Doch ich habe nicht Zeit weitläufig zu sein“.

Die therapeutischen Massnahmen Amsteins gegen den Typhus, besonders aber gegen die Ruhr, sind sprechende Zeugnisse für seine hohe Einsicht und seinen Scharfblick und können wir hier mit einigen wenigen Bemerkungen darüber hinweggehen, um so mehr, als im Wesentlichen die heutigen Behandlungsmethoden jener Krankheiten

auf die neueste Zeit gewesen*) und einzelne Anklänge an frühere Zustände tönen bis in unsere Tage herein, obwohl die Verminderung der dortigen Sumpfstrecken in neuerer Zeit sehr erfreuliche Fortschritte gemacht hat.

Die Gemeinde Untervatz weist folgende Sterblichkeits-scala auf:

1745—1754 (10 J.) starben 59 =	5.9 pro anno	Für d. 30 Jahre
1755—1764 " " 91 =	9.1 " "	= 9.2 pro anno
1765—1774 " " 126 =	12.6 " "	im Mittel:

Während der Fleckfieberepidemie des Jahres 1771 starben in Untervatz 31 Personen. Zizers verlor bei einer für 44 Jahre, die Jahre der Epidemien mit inbegriffen, sich ergebenden Mortalität von circa 20 pro anno, 1770 49, 1771 66 Personen. Igis ergibt für die 60 Jahre von 1749—1808 eine mittlere Mortalität von ca 17 p. anno. Das Decennium 1769 bis 1778 mit 257 Leichen eine solche von 25. 7 p. anno; bedenken wir aber, dass allein die 3 Jahre 1770—1772 145

von denjenigen unseres würdigen Vorgängers in den Hauptpunkten nicht abweichen.

Aus Amstein's therapeutischen Excursen ersehen wir, dass er den verschiedenen Character der einzelnen Epidemien sehr genau gewürdigt wissen wollte, um eine erspriessliche Behandlung einleiten zu können; von Versuchen, das Uebel durch sog. Abortivmethoden heilen zu wollen, finden wir nichts bei ihm, er sieht den grossen Vortheil der individualisirenden und symptomatischen Behandlungsweise sehr wohl ein und räth frühzeitig eine roborirende Therapie, besonders in diätetischer Hinsicht an. Während das Philanthropin selbst nur wenig von diesen Seuchen litt, gibt Amstein an, dass die $\frac{1}{4}$ Stunde davon gelegene Gemeinde, worunter keine andere als Igis gemeint sein kann (Amstein nennt sie nicht), beinahe ausgestorben gewesen sei und von den Ueberlebenden sei keine Person, die nicht die Probe der Krankheit ausgestanden habe. In der Anstalt dagegen waren im Winter 1771/72 einige Schüler am Scharlachfieber krank darnieder.

*) Salis-Marschlins berichtet, dass 1809 und in den zunächst vorhergehenden Jahren diese Fieber wieder stärker und hartnäckiger aufgetreten seien als zuvor.

Leichen aufweisen, so berechnet sich eine mittlere Jahresmortalität für die Dauer der Krankheit auf 48 ca. per Jahr.

Ausser der Herrschaft erfahren wir nichts von Epidemien für die Jahre 1770—1772 mit Ausnahme von Silvaplana im Oberengadin. Für die Jahre 1770—1803 mit Ausschluss des Jahres 1795, also für 33 Jahre, ergibt sich eine mittlere Jahresmortalität von ca. 9. 1. 1771 hatte 33, 1772 21 Leichen, also für die Seuchenjahre das zweieinhalb bis dreieinhalbfache der gewöhnlichen Sterblichkeit.

Leider bin ich nicht im Stande, darüber Angaben zu bringen, wie viele Erkrankungen an Fleckfieber in den einzelnen Gemeinden vorgekommen sind und wie sich demnach die Mortalität in dieser Hinsicht stellt. Auf die ganze Bevölkerung berechnet, stellt sich die Mortalität für Silvaplana auf etwa 10%; für die anderen 3 Gemeinden war es nicht möglich, diese Berechnung vorzunehmen, weil die Einwohnerzahlen für damals nicht angegeben sind. Nach 1772 erlosch jedoch der Typhus petechialis keineswegs, sondern schleppte sich fort, bis er 1784 neuerdings ausbrach und besonders in Fläsch um sich griff. Bei einer mittleren Jahresmortalität (berechnet für die 24 Jahre von 1780—1803) von ca. 10, entfallen auf 1784 33 Leichen. Im Jahre 1802 hatte Fläsch ca. 340 Einwohner, wovon also 1784 ca. der zehnte Theil gestorben wäre.

Schon während des Herrschens der Fleckfieberepidemie brachen an einzelnen Orten Bündens die Blättern aus. 1783 traten sie in Hohentrins auf, um nach erneuerten Ausbrüchen in den Jahren 1788, 1797 erst 1802 und 1803 einen Abschluss zu finden. Im Verlaufe der 90er Jahre finden wir diese Krankheit noch an vielen Orten unseres Kantons. In Andeer rafften sie 1788 in 1½ Monaten an 20 Kinder hinweg. 1797 erlagen ihnen zu Thusis im Verlaufe von 3 Mo-

naten 45 Kinder, in Mayenfeld starben 1796 59 Personen, worunter 37 Kinder, die als Opfer der Blattern fielen.

In der Herrschaft, resp. dem Hochgerichte der 5 Dörfer, dauerte die Blatternepidemie von 1795 bis 1804 und hat besonders in Untervatz reiche Ernte gehalten. Aus dem Prättigau erfahre ich nur von Seewis über das Herrschen der Pocken, sie scheinen jedoch dort in ziemlich milden Formen vorgekommen zu sein. Von anderweitigen acuten exanthematischen Krankheiten wird nirgends eingehender Erwähnung gethan *), Eblin jedoch bemerkt, dass im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts hie und da Scarlatina und Morbillen aufgetreten seien, ohne Näheres darüber zu bringen.

Zum Schlusse dieses Capitels will ich der von Pfarrer Truog in Thusis gegebenen Nachricht Erwähnung thun, dass im Frühjabr 1806 nach sehr stürmischem Temperaturwechsel daselbst eine schmerzhafte Augenentzündung in epidemischer Verbreitung aufgetreten sei; selten sei das Uebel nur auf ein Auge beschränkt geblieben, habe jedoch einen gutartigen Charakter gehabt und kaum länger als eine Woche gedauert.**)

Nachdem wir in raschem Fluge die Geschichte der Epidemien, die in Graubünden geherrscht haben, der Zeit nach kennen gelernt haben, wird es an dem sein, wenigstens den Versuch zu machen, die einzelnen Seuchen aus den leider nur allzu mangelhaften Notizen, die darüber auf uns gekommen sind, näher zu bestimmen und sie der allgemein gebräuch-

*) Vide oben Amsteins Notiz über das Scharlachfieber im Philanthropin.

**) Bezuglich der in diesem Zeitraume vorgekommenen Thierseuchen verweise ich auf einen in der naturforschenden Gesellschaft dahier gehaltenen Vortrag des Herrn Dr. Kaiser, über die Rinderpest im Jahre 1801, worin der Verordnungen gegen Menschen- und Thierseuchen im 17. und 18. Jahrhundert Erwähnung geschieht und speziell auch das Sanitätsstatut von 1751 resp. 1757 aus Veranlassung des Ausbruchs der Lungenseuche mitgetheilt wird.

lichen Bezeichnungen, als Pest, stärbent *) etc. zu entledigen und im nosologischen Systeme unterzubringen.

Wie ich schon oben andeutete, war Amstein der erste Arzt in Graubünden, der die Fleckfieberepidemie, die er selbst in der Herrschaft beobachtete, beschrieben hat. Für alle vorhergehenden Jahrhunderte sind wir vollständig auf die Berichte der politischen Geschichtsbücher angewiesen und von diesen erhalten wir leider nur sehr dürftige Brosamen für unseren Zweck; besonders ist dieser Mangel an diagnostischen Anhaltspunkten bei denjenigen Schriftstellern und Chronisten fühlbar, die von ihnen selbst längst vorangegangenen Zeiten berichten. Die von ihnen ohne allen Zweifel benutzten Quellen sind uns unbekannt geblieben, da nirgends eine Notiz davon sich vorfindet, wohl auch meist verloren gegangen; theils mögen sie vielleicht auch nach im Volke erhalten gebliebenen Ueberlieferungen erzählt haben.

Die Epidemien des ersten Zeitraums näher epidemiologisch zu würdigen, ist durchaus ausser dem Bereiche der Möglichkeit; wir müssen uns damit begnügen, dieselben einfach in kurzer Weise anzuführen, wie es oben geschehen ist.

Die Seuchen des 14. Jahrhunderts dürfen wir, ohne sehr weit vom Ziele zu schiessen, als eigentliche Bubonenpestepidemien betrachten, wenigstens für die ersten zwei Drittheile des Jahrhunderts; jedoch schon die Seuche von 1367 wird nicht mehr einfach Pest genannt.

Nach einem milden Winter mit sehr früher Schneeschmelze treten, nachdem plötzliche rauhe Winde und viel Schnee eingetreten, verderbliche Seuchen auf, die Vielen den Tod bringen. Die Hauptsymptome waren «hüstig und flüssig», die

*) So nennt man jetzt noch im Prättigau die nicht selten im Winter und Frühjahr (1868 in Klosters) epidemisch grassirenden typhösen Pneumonien und Pleuritiden.

der Chronist anzuführen für nöthig findet, um die wie es scheint hohe Mortalität zu erklären, während es damals bei blosser Nennung des Namens Pest oder Pestilenz sich von selbst verstand, dass die meisten Ergriffenen starben. Es ist desshalb vielleicht der Vermuthung Raum gestattet, dass es sich neben eigentlicher Pest, um eine andere typhöse Erkrankung gehandelt haben mag, die jedenfalls als ein Hauptsymptom eine Affection der Athmungsorgane zeigt (häufig), auf welche das, zwar auch auf andere Schleimhäute, zumal des Darmes, deutende «flüssig» hinweist. Ohne bei diesem äusserst geringen Anhaltspunkte hier eine positive Ansicht auszuprechen, möchte ich vermutungsweise andeuten, dass wir es hier mit einer jener Formen von Typhuserkrankungen zu thun haben, die uns in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so häufig begegnen werden, ich meine die «typhösen Pneumonien», worüber später mehr.

Die Epidemie von 1387 ist jedenfalls keine Form irgend eines uns im Laufe der Jahrhunderte in scheinbar so verschiedener Gestalt entgegentretenden typhösen Leidens, sondern lässt sich, wie ich glaube, am natürlichsten als eine *Influenza-Epidemie* deuten. Die damals unerhörte Krankheit hatte eine sehr bedeutende Verbreitung, dauerte 4–5 Tage, hatte als Hauptsymptom Flüsse, Fieber und Eingenommenheit des Kopfes; die Sterblichkeit war sehr gering, das Uebel «kam den Leutten bald ab dem Hals».

Ueber die Seuche, die im Gefolge des Schwabenkrieges über das Engadin und Münsterthal hereinbrach, wollen wir erst dann einige Worte anfügen, wenn wir in unserer Untersuchung bis 1622/23, mit welcher Zeit das Jahr 1499, mit Rücksicht auf Kriegselend und Hungersnoth, die grösste Aehnlichkeit hat.

Wir gehen zur Betrachtung der Epidemien des in dieser

Beziehung für uns wichtigsten Zeitraumes des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts über. Wenn wir uns nicht zu wundern brauchen, dass wir für die früheren Zeitabschnitte über das Vorkommen von Krankheiten keinerlei Nachrichten von Aerzten zu Gesicht bekommen haben, aus dem sehr einfachen Grunde, weil wir über die Anwesenheit von Aerzten aus jenen Zeiten überhaupt gar nichts wissen, so muss es uns doch befremden, dass von jetzt an, wo wir mehr oder minder gebildeten Aerzten begegnen, uns von diesen keine Aufzeichnungen über medizinische Dinge hinterlassen worden sind. Einer der ersten Aerzte Graubündens, über den wir eine Kunde erhalten, war *Hans Caspar in Chur*, dem (dem Stattarzet) 1542 das Burgerrecht geschenkt wurde. Während der grossen Seuchen von 1550 und dem nächsten Jahrzehend lebte in Chur *Zacharias Beeli von Belfort*, «der Arzny» Doctor, «eine Zierde der Stadt», wie ihn Campell nennt. In dem mit 1524 beginnenden Bürgerverzeichnisse Chur's figurirt er nirgends. Von einem Manne, der nach obiger Aeusserung Campells ohne Zweifel in hoher Achtung gestanden haben muss und bei dem wir aus eben demselben Grunde eine entsprechende geistige Bildung vorauszusetzen haben, ist es kaum anzunehmen, dass er über die damaligen pathologisch so außerordentlich wichtigen Verhältnisse keine Anfzeichnungen gemacht hätte.

Es wäre der Mühe wohl werth, wenn man in Familienarchiven der Familien Beeli und anderer, die mit den Beeli durch Heirath in nähere Beziehungen getreten sind, nach Nachrichten über und von unserem Zacharias forschen würde.

Ueber die Epidemien der Jahre 1550 und 1556 ein bestimmtes Urtheil zu fällen, ist nicht möglich. Die bei Guggenbühl sich findende Diagnose einer typhösen Pneumonie stützt sich auf

eine bezügliche Bemerkung Eblin's, der desshalb annimmt, dass es sich hiebei um ein contagöses Brustleiden gehandelt habe, weil zu gleicher Zeit und kurz nachher in Oberitalien diese Formen von typhösen Erkrankungen vorherrschten; für die späteren Epidemien bis zu Anfang der 80ger Jahre des 16. Jahrhunderts dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass die damals und besonders von 1560 bis 1566 vorherrschenden contagösen Erkrankungen unter der Form von bösartigen Pneumonien verliefen. Wir wissen, dass in Zürich und andern Orten neben der eigentlichen Pest bösartige Brustaffectionen in grosser Verbreitung vorkamen. Ueber diese nämliche Zeit berichtet der nach dem Tode des Pfarrer Commander nach Chur berufene Fabricius Montanus nach Zürich, dass hier in Chur dieselbe Seuche herrsche wie in Zürich «Et morbus hic illi apud vos, non absimilis videtur». Ohne Zweifel jedoch dürfen wir annehmen, dass die wirkliche Bu-bonenpest damals auch in Bündten geherrscht habe; es deutet hierauf schon die enorme Sterblichkeit dieser Seuchenperiode hin; in Zürich herrschte sicher nach C. Gessner die Pest neben den sog. typhösen Pneumonien. Der Zusammenhang der gegenwärtig als verschiedene Abstufungen ein und derselben Familie des Erkrankens aufgefassten Modificationen der typhösen Krankheitsprozesse war noch nicht erkannt. Daraus müssen wir uns erklären, dass man den im 16. Jahrhundert jedenfalls viel häufiger als früher auftretenden Petechialtyphus als eine ganz neue Krankheit ansah und dass auch Gessner die Pestis und pleuritis quædam contagiosa, pestifera als gleichzeitig nebeneinander bestehende und grassirende Krankheiten aufführte; gegenwärtig zweifelt wohl Niemand an der Zusammengehörigkeit der eigentlichen orientalischen Pest, des Fleckfiebers, (als Kriegs-, Hunger-, Lager-, Spitaltyphus etc.) der sog. typhösen Pneumonien oder bei uns sog. bösen oder Alpen-

stichs in eine grosse Gruppe von Krankheitsformen, die man mit dem Namen der «typhösen» bezeichnet. Sicher sind auch während der Seuchen des schwarzen Todes, wo die bösesten heftigsten Formen als «Pest» vorwalteten, auch leichtere Fälle vorgekommen, die eben desshalb weniger beachtet wurden und die wir jetzt den hervorstechendsten Symptomen zu Liebe als Typhus exanthematicus und typhöse Brustentzündung etc. bezeichnen würden.

Das Mitergriffensein der Atmungsorgane bei Typhus ist etwas so gewöhnliches, von den leichtesten Formen der cattarrhalischen Lockerung und Schwellung der Schleimhaut bis zur Bildung von Infiltrationen mit blutigen sputis etc., dass wohl Niemand an dem genetischen Zusammenhange jener epidemischen Brustaffectionen mit Typhusprocessen zweifelt. Wir haben jene epidemischen Krankheiten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sicher als Typhusprocesse zu betrachten, deren Hauptlocalisation in den Respirationsorganen war und die die Mehrzahl der überhaupt vorkommenden Fälle von «Pest» abgeben.*). Mit dem 16. Jahrhundert sehen wir für Mitteleuropa überhaupt die Pest seltener werden, es treten neben und mit derselben die leichten Formen des typhösen Erkrankens auf und bilden von nun an die so sehr überwiegende Mehrzahl der Fälle, dass die Epidemieen als nicht mehr der Pest angehörige, sondern als neue besondere Krankheiten von den Zeitgenossen betrachtet und demgemäß auch hauptsächlich nach einem der am meisten in die Augen springenden Symptome benannt werden. Die Epidemieen bis zu Anfang des 17.

*) Meine Hoffnung, in der Copie des Campell'schen Werkes, die sich in der Kantonsschulbibliothek befindet, über die Seuchen von 1550 bis 1566 nähere diagnostische Einblicke zu gewinnen, als es in der Mohr'schen auszüglichen Bearbeitung derselben möglich war, ist unerfüllt geblieben.

Jahrhunderts können wir bei dem gänzlichen Mangel irgend welcher Angaben von Symptomen, nicht näher bestimmen, wir werden jedoch in Anbetracht aller damit in näherm oder fernerm Zusammenhange stehenden Umstände, auch diese füglich zu den typhösen Krankheiten rechnen dürfen. Im 17. Jahrhundert begegnet uns zunächst 1604—1605 der «Seitenstich» in grösser Intensität, dem dann 1610—1611, während welcher Zeit in der untern Schweiz bis nach Basel eine sehr heftige Pest herrschte, auch bei uns pestilenzische Seuchen folgten. Klarer sind die Krankheiten der Jahre 1622/23 mit eigentlichen Typhusepidemien (*Typhus exanthematicus*) im engern Sinne zu vereinigen, neben welchen jedoch gleichzeitig und an den gleichen Orten heftige Ruhren grassirten. Krieg, Misswachs, Hunger waren es auch, in deren Gefolge jene mörderische Seuche auf dem Schauplatze des an Gräuelthaten reichen Schwabenkriegs (1499 im Engadin und Münsterthal) eintrat und dürfen wir sie wohl als Typhus, wenn man will, als Kriegstyphus bezeichnen, welcher Annahme keine Gründe entgegenstehen. Die Pesten der Jahre 1628—1639 sind diagnostisch jedenfalls wieder in die Typhusgruppe unterzubringen; es scheint jedoch hier nach dem Berichte des Pfarrer Loretz die Intensität des Processes nicht selten sich derart gesteigert zu haben, dass er in die wirkliche Pest überging. Von dieser Zeit an hören wir Nichts mehr von Pest, bis 1770 überhaupt von keiner grössern und verbreiteter Epidemie mehr. Die Bubonenpest trat in Graubünden seit 1635 nicht mehr auf; in der übrigen Schweiz erlosch sie gänzlich erst um 1667 ungefähr. Ueber die Seuchen des 18. Jahrhunderts ist hier nichts mehr beizufügen, sie sind in ihren geschichtlichen Quellen hinlänglich auch in allgemein diagnostischer Richtung characterisiert.

Soweit nun, um zu resumiren, meine Untersuchungen bis jetzt gehen, sind die grossen Seuchen (1348, 1550, 1566, 1580 — Ende des Jahrhunderts, 1622—1635 und 1771—72) unseres Landes als *typhöse* zu bezeichnen; vielfach mögen damit, wie anderwärts so häufig, Ruhr und Blattern gemeinschaftlich am gleichen Orte vorgekommen sein. Der ersten unzweifelhaften Ruhrepidemie, die eine grössere Ausdehnung gewann, begegnen wir im Jahr 1622, nachdem uns Ardüser für 1598 einer wohl auch dahin gehörenden localen Epidemie in Thusis Erwähnung thut; dem ersten sicher constatirten Blatternfall 1634. Die Art und Weise dieser Notiz des würdigen Pfarrer Loretz beweist jedoch mehr als hinlänglich, dass das Uebel als solches schon längst bekannt war.

Suchen wir nun, in möglichst kurzen Worten über die Ursachen der Typhusepidemien, die hauptsächlichsten hier einschlägigen Momente uns zu vergegenwärtigen. In unseren chronistischen Berichterstattern und selbst bei den meisten ärztlichen Beschreibern früherer Zeit finden wir immer diejenigen besonders auffälligen Erscheinungen sehr sorgfältig verzeichnet, die an den Himmelskörpern und im Luftraume sich kund thaten vor oder während des Herrschens der Epidemien. Es war ausgemachte feststehende Thatsache bis tief in das Mittelalter hinein, dass überirdische Einflüsse Epidemien hervorrufen können. Man sah sie als Strafe der Gotttheit an, gegen die sich zu wehren fruchtloses Bemühen war, man suchte durch Bussübungen den Zorn des Allmächtigen zu besänftigen. Hiermit in engem Zusammenhange steht das Zurückführen von Unglück, wie Krieg, Theurung, Seuchen auf das Erscheinen von Kometen, Meteoren, Finsternissen, Erdbeben. In zweiter Linie und auch für unsere Anschauungen schon weit fassbarer, erscheinen die von den Beobachtern vor und gleichzeitig mit Epidemien verzeichneten Störungen im

Luftraum und im Wasser, auf der Erde, als Stürme, Temperaturwechsel, Nässe, Dürre etc. und damit in engem Zusammenhange stehend das Ergebniss der Ernten.

Ich will damit keineswegs behaupten, dass jene Anführungen von besonderen Beziehungen überirdischer Einflüsse mit Seuchen, nicht ihren tiefen Sinn habe; es kennzeichnet sich darin die ganze Denkungsart jener entfernten Zeiten, in welchen die Naturbeobachtung hinter dem Mythus völlig in den Hintergrund tritt. Dagegen lassen sich ausserordentliche Himmelserscheinungen eher auf natürliche wenn auch seltene Vorkommnisse zurückführen, wie Kometen, Meteore etc. Obwohl für unsere Zwecke auch nicht eben viel damit gewonnen ist.

Unendlich wichtiger für uns sind für die Beurtheilung der ätiologischen Verhältnisse von Seuchen jene Angaben, die sich auf Störungen im Luftraum, Temperatur, Wetter und was damit zusammenhängt, beziehen und in dieser Beziehung finden wir zusammen mit Epidemien und zumeist denselben vorausgehend, Stürme, besonders Nässe und Dürre mit ihrem nachtheiligen Einflusse auf den Ertrag des Bodens angeführt und es sind diese Umstände mit ihren Folgen, der allgemeinen Nöth und dem Hunger, die wir neben andern Momenten, wie wir gleich sehen werden, in's Auge zu fassen haben. Wind, Sturm, Vertheilung des Wassers auf der Erde etc., hervorgerufen durch ungleichmässige Vertheilung der Wärme in der Luft und auf der Erdoberfläche, sind zwar für sich allein keineswegs im Stande, Typhus hervorzurufen; ihr Einfluss auf die Krankheitsgenese ist mehr ein mittelbarer, indem bei gewissen meteorologischen Verhältnissen und Vorkommnissen das Gedeihen der Pflanzen wesentlich in günstigem oder ungünstigem Sinne beeinflusst wird. Grosses Hemmnisse in einer normalen Entwicklung der Nutzpflanzen üben ihrerseits wieder wesentlichen Einfluss auf Leben, Gedeihen von

Thieren und Menschen aus. Wenn nun auch diejenigen äusseren Verhältnisse, die wir mit «Wind und Wetter» bezeichnen, als krankmachende Potenzen nicht bestritten werden können, so sind sie doch direkt und für sich allein nicht im Stande, jene Erkrankungen zu erzeugen, die wir als «Infectionskrankheiten» bezeichnen, in ihren Folgen jedoch werden sie und zwar noch jüngst (Ostpreussen) zu einer mächtigen praedisponirenden Ursache. Ihre direkte Folge ist Misswachs und dann folgt bald rascher, bald später der Hunger, den wir von unserm Standpunkte in zweifacher Weise zu verstehen haben und zwar so,

1. Dass überhaupt absolut zu wenig Nahrung für die Bevölkerung vorhanden ist und
2. dass unpassende, selbst verdorbene Substanzen genossen werden, um das dringendste Nahrungsbedürfniss auf betrügerische Weise zum Schweigen zu bringen.

Hungersnoth allein ruft nicht eine Seuche hervor, wie Beispiele hinlänglich beweisen; es gehören noch andere Momente, als welche hauptsächlich zu betrachten sind: Ueberfüllung der bewohnten Räume und Verderbniss der eingeathmeten Luft durch animalische Auswurfsstoffe dazu. Ein Wohnraum, der mehr Personen beherbergen muss, als er seinem cubischen Luftinhalte nach fassen kann, um jedem der Insassen ein Luftquantum von circa 1500—2000 Cub. Fuss zu bieten, enthält an sich schon aus naheliegenden Gründen eine schlechte Luft, zumal wenn, wie diess nur zu alltäglich bei der ärmern Klasse vorkommt, die Lufterneuerung durch fleissiges Oeffnen der Fenster unterlassen wird. Wenn wir einen Schritt weiter gehen und bedenken, wie die Emanationen von faulenden animalischen Auswurfstoffen nur zu oft und leicht durch Nachlässigkeit der Menschen Gelegenheit finden, sich der Athmungsluft beizumischen oder Fäulnissprodukte durch

Uebergang in das zum Trinken dienende Wasser*) oft genug sehr direkte in den Nahrungskanal eindringen, so haben wir im Hunger, den überfüllten, schlecht ventilirten Wohnräumen, den durch die Athmung oder den Magen oder beiden zugleich aufgenommenen Zersetzungprodukten eine Trias, die erfahrungsgemäss im Stande ist, Seuchen hervorzurufen, deren Ausbreitung unter Vorkommen derselben Bedingungen an mehrfachen Plätzen oder durch Ansteckung geschehen kann. Näher auf die Verhältnisse der Contagion einzugehen, ist hier nicht der Ort und würde uns viel zu weit führen, es mag genügen, hier auf diejenigen Umstände, resp. Missstände hingewiesen zu haben, auf deren Boden Seuchen, besonders Typhusseuchen, gewissermassen spontan entstehen können, ohne besonders noch eine Einschleppung für jede Epidemie zu deren Erklärung heranziehen zu müssen, ohne jedoch desshalb deren ohne Zweifel sehr weittragende Bedeutung im Geringsten anzweifeln zu wollen. Aus diesen wenigen Andeutungen über die beim Entstehen der Thyphusepidemien massgebenden Momente, drängt sich wohl sofort Jedem die Ueberzeugung auf, dass dieselben oft genug sich verhüten liessen durch Verbesserung der socialen Verhältnisse der Bevölkerungen, als deren Vorbedingung wir Beförderung geistiger Bildung und deren Folgen, individuelle Selbstständigkeit und höherer Wohlstand zu betrachten haben.

Wir finden als Seuchen vorausgehende Ereignisse von unseren Geschichtschreibern sehr häufig des Erscheinens von

*) In früheren Jahrhunderten sehen wir die armen Juden unter der Anschuldigung der Brunnenvergiftung und damit der Schuld des Auftretens von Seuchen zu Tausenden zu Tode gemartert, auf's Schaffot geschleppt werden. Man ahnte die im Wasser vorkommenden Schädlichkeiten, dachte aber nicht daran, dass man selbst die Vergiftung desselben durch eigene Unreinlichkeit verursachte, sondern liess Schuldlose dafür büßen.

gewaltigen Insektenschwärmen Erwähnung gethan, deren hohe Bedeutung in dieser Beziehung einige Worte der Erläuterung bedarf.

Auf ihren Haltstationen gehen die Thierchen millionenweise zu Grunde und fallen einer raschen Fäulniss anheim, deren Produkte eben so gut als die von menschlichen Auswurfsstoffen erzeugten Schädlichkeiten zu nachtheiliger Einwirkung auf die Gesundheit des Menschen gelangen können und desshalb als mitwirkende ursächliche Momente beim Entstehen von Epidemien ihre nicht zu verkennende Wichtigkeit haben.

Am Schlusse dieser kurzen aetiologischen Skizze sei es mir noch gestattet, der hie und da, besonders in den ältesten Seuchenberichten erwähnten sog. «Signacula» zu gedenken. Es ist nicht gerechtfertigt, diese als verschieden gefärbte angegebenen und hie und da «Blutflecke» genannten kleinen Körperchen, die sich den Menschen auf die Kleider etc. setzen und ihn darauf krank machen sollten, als blosse Ausgeburten des Aberglaubens zu erklären. Es sind diese Zeichen wohl zurückzuführen auf eine zeitweise unter besondern aussergewöhnlichen Verhältnissen, massenhaft in die Erscheinung tretende Entwicklung von kryptogamischen Gewächsen (Schimmelpilze), die sich zumal im Wasser und auf andern feuchten Gegenständen zeigt und deren Bedeutung in der Aetiologie der Krankheiten sicher eine hervorragende Rolle spielt, die in neuester Zeit, wo sich die parasitäre Entstehungsweise mancher Infection-Krankheiten immer mehr Bahn bricht, einlässliche Würdigung gefunden hat und sicher noch mehr finden wird. Dieser Signacula wird erwähnt besonders in der grossen Weltseuche des 6. Jahrhunderts p. Chr. nat. und noch später.

Unter unseren bündnerischen Chronisten finden wir nur Guler, der hievon Erwähnung thut. Er erzählt, dass 958 oder

959 sich auf den Kleidern der Menschen viele «Kreuzlein» gezeigt, woranach «ihrer vil hin und wider mit dem Aussaze beladen wurden».

Die oben als ätiologische Momente für das Entstehen von Epidemien, besonders der typhösen Krankheitsformen aufgeführten Missstände sind jedenfalls in Graubünden in früherer Zeit vielfach an den meisten Orten vorhanden gewesen und es darf in dieser Beziehung nur an die Beschreibung der Stadt Chur, wie sie Gubler in seiner medizinischen Topographie derselben (Chur 1824), gibt, erinnert werden. Gubler sagt: «Die Stadt ist mit Gräben und Mauern umgeben, von der an der südlichen Stadtmauer vorbeifliessenden Plessur sind Canäle in die Stadt geleitet. Die Stadt selbst hat einige ansehnliche Gebäude, ist übrigens aber eng und finster. Die Wohnhäuser sind nicht gleichförmig gebaut, einige sind ganz von Stein, andere nur zum Theil, die meisten Zimmer sind enge und nieder und sehr von Menschen angefüllt. Die wenigsten Häuser haben Abritte, die in eigene verschiedene Behälter gehen, ihr Ablauf geht in Gruben, von welchen sich viele wieder in enge Seitengässchen öffnen und zugleich mit den vielen Düngerhaufen, die sich auf den Strassen vor den Viehställen befinden, im Sommer bei grosser Hitze, eine ungesunde Luft verbreiten; auch der Ablauf der meisten Küchen geht auf die Strasse. Die Stadt selbst ist in Form eines rechtwinkligen Dreiecks gebaut».

Es lässt sich natürlicherweise nicht verkennen, dass das jetzige Aussehen unseres Städtchens gegen 1824 in sanitär-scher Hinsicht ein unendlich besseres in vieler Beziehung ist; wir haben weder Stadtmauern noch Gräben mehr, die Hauptgassen sehen wohl reinlicher und netter aus, es herrscht vielfach mehr Reinlichkeit und Ordnung in den Häusern etc. Allein wir wollen nicht mit dem Bekenntniss hintanhalten, dass

viele der früheren Uebelstände noch in voller Blüthe stehen; wenn auch die meisten Häuser ihre eigenen Aborte haben, so gilt diess bei Weitem nicht von allen und ich kenne aus meinen eigenen Erfahrungen während den sanitätspolizeilichen Verfügungen zur Verhütung der Einschleppung der Cholera im vorigen Sommer (1867) eine Anzahl Abritte, die zwei Häusern gemeinschaftlich angehören. Die Beschaffenheit der Abritte ist durchgehends eine derartige, dass Jauche gar leicht aus den Wänden der Gruben in das umgebende Erdreich dringen und sich verbreiten kann. Manche Gässchen mögen schon 1824 nicht viel schlimmer ausgesehen haben, als jetzt und die landwirthschaftlichen Zierden prangen auch heute noch als stolze Misthaufen in recht vielen Strassen der Stadt. Die Sanitätspolizei hat bei gutem Willen jedenfalls in Chur noch viel Arbeit, wenn sie ihrer Pflicht, für das leibliche Wohl der Bevölkerung in ausgedehntem Masse besorgt zu sein, genügen wollte. An dringenden Mahnungen dazu hat es keineswegs gefehlt, wenn die Behörde die eindringlichen diesfälligen Vorstellungen des Sanitätsraths und der kantonalen naturforschenden Gesellschaft berücksichtigen und nicht einfach dem Papierkorbe übermitteln will.

Es bleibt uns noch übrig, mit ein Paar Worten einiger anderer Krankheiten zu gedenken, die in unserm Lande in mehr oder minder grosser Ausdehnung geherrscht haben. Es ist bekannt, dass in früheren Zeiten bei uns in einzelnen Thalschaften als endemische Uebel Malariafieber, Kropf und Cretinismus vorkamen. Es sind dies besonders das rechte Rheinufer des ehemaligen Hochgerichts der V Dörfer, speziell die Gemeinden Zizers und Trimmis, wo Malariafieber häufig auftraten, so besonders während der Typhusepidemien der Jahre 1770 und 1771, ferner das Domleschg. In neuester Zeit hört man selten, in Folge Trockenlegung weiter Sumpf-

strecken von einzelnen sporadischen Fällen. Dieselben Gegend, dann die Gruob, besonders Cästris, ferner Chur wiesen noch 1840 eine betrübende Anzahl *) von Cretins auf, wo von jedoch jetzt nur noch einzelne Fälle vorkommen; so sind mir in hiesiger Stadt 2 Cretins bekannt, wovon einer (ein Mädchen von etlichen 20 Jahren, Namens Ziegler) ein wahres Musterstück dieses entsetzlichen Uebels darstellt. Eine genaue Aufnahme der gegenwärtigen diessfälligen Verhältnisse wäre eine der naturforschenden Gesellschaft würdige Aufgabe.

Der Aussatz herrschte im Mittelalter auch bei uns, wovon uns die Kunde von den Leproserieen jener Zeiten Zeugniss gibt, worüber weiter unten mehr.

Die Syphilis kam ohne Zweifel schon sehr früh auch in Graubünden vor, wohl meist eingeschleppt durch aus fremden Kriegsdiensten heimkehrende Soldaten. Der auswärtige Kriegsdienst beginnt bei uns schon mit jenen fernen Jahrhunderen, wo Bündten unter römischer Herrschaft stand. Die kräftigsten jungen Leute wurden frei- und unfreiwillig in die römischen Legionen gesteckt, um ferne von ihrer stillen einfachen Heimath für die Ausdehnung der Macht römischer Imperatoren zu kämpfen und zu sterben oder den Keim sittlicher und körperlicher Verderbniss in die heimathlichen Thäler zu tragen.

Später, während der Kriege der deutschen Kaiser gegen den Papst und unter sich, finden wir vielfältig Rhätier in den

*) Es ist mehr als wahrscheinlich, dass alle möglichen Formen von Idiotismus als Cretinismus aufgefasst wurden, woraus sich die grossen Zahlen ergeben, wenn man schon andererseits nicht verkennen kann, dass eine wesentliche Abnahme der Zahl dieser Unglücklichen nur seit etwa 30 Jahren eingetreten ist; es gilt diess nicht allein vom Cretinismus, sondern auch von dem an denselben Orten vorkommenden endemischen Kropf, der z. B. in Chur bei Weitem seltener zu sehen ist, als es früher der Fall gewesen sein soll.

beiderseitigen Heeren gegeneinander kämpfen. Auch das Heer Carl's VIII. vor Neapel enthielt rhätische Elemente, wir haben jedoch keine Kunde darüber bekommen, ob nach deren Rückkehr auch hier, wie anderwärts, damals die Lustseuche in epidemischer Verbreitung auftrat, der Art, dass man die Krankheit für eine ganz unerhörte und neue erklärte; später 1610—1611 finden wir Bündtner und Schweizer als Theilnehmer am Jülicher Kriege. Während der grossen Partheikämpfe des 17. Jahrhunderts war der Kriegsdienst in den Heeren der Venetianer, Oesterreicher, Franzosen und Spanier eine gesuchte Unterkunft für Tausende von Rhätiern.

Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, während die Stadt Chur von französischen Truppen besetzt war, trat in derselben, von den französischen Soldaten ausgehend, die Syphilis auch unter der einheimischen Bevölkerung in solcher Verbreitung auf, dass die Behörden dem Uebel ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sich veranlasst sahen. Es finden sich hierüber im städtischen Archive dahier einige Aktenstücke vor.

Sub 22. Hornung 1802 ladet die Verwaltungskammer des Kantons Rhätien die Municipalität Chur ein, dem französischen Plazkommandanten auf dessen ausdrückliches Verlangen, ein passendes Lokal zur Versorgung der venerischen Kranken, (resp. französischer Soldaten) anzuweisen, worauf die Municipalität Churs sub eod. dato antwortet, dass sie es auffallend finde, dass man solche Kranke nicht wie bisher in das nächste Hospital bringe; sie sei um ein Lokal wo nicht auch die Ansteckung der «eigenen Einwohner» zu befürchten stehe, verlegen und wüsste diesfalls keinen andern Vorschlag zu machen, als eine der bis dahin von den Soldaten bewohnten Stuben speziell für die Aufnahme der Venerischen einzurichten. Bei diesem Bescheide scheint es einstweilen geblieben zu sein.

Am 15. März desselben Jahres zeigt Dr. chirurg. Killias (später mehrjähriges Mitglied des Sanitätsrathes) der Verwaltungskammer an, dass eine «merkliche Anzahl und hauptsächlich von demdürftigsten Theile des Volkes» selbst hochschwangere Weiber durch venerische Krankheiten angesteckt und vergiftet sei und betont die Notwendigkeit geeigneter Massnahmen, um dem mehr und mehr sich ausdehnenden Uebel Schranken zu setzen. Früher seien solche Kranken unter verschiedenen andern Vorwänden in das Hospital aufgenommen und verpflegt worden und viele davon würden sich wohl «aus Scham» schwer entschliessen, in einem eigens für solche Krankheiten eingerichteten «Etablissement» Unterkunft und Hülfe zu suchen.

Auf diese Anzeige hin erlässt die Verwaltungskammer neuerdings sub 23. März 1802 eine dringende Aufforderung an die Municipalität der Gemeinde Chur, schleunigst Anstalten zu treffen, dass die weitere Verbreitung der Krankheit verhindert werde, um die jetzige und künftige Generationen vor der Vergiftung mit diesem schrecklichen Uebel zu bewahren.

III. Oeffentliches Medicinalwesen.

An die obige kurze geschichtliche Skizze der epidemiologischen Verhältnisse unseres Kantons reiht sich eine Untersuchung des öffentlichen Medizinalwesens um so natürlicher an, als sich die einschlägigen Berichte meist auf Versuche beziehen, die Einschleppung von Menschenseuchen zu verhüten oder deren Verbreitung zu verhindern.

Diejenigen sanitätspolizeilichen Bestimmungen früherer Zeiten, die sich nicht geradezu auf die Pest beziehen, sind sehr gering an Zahl, aber in ihrem Inhalte nicht uninteres-

sant; sie beweisen, dass z. B. die gegenwärtigen Stadtbehörden von Chur sich an ihren Altvordern in mehrfacher Hinsicht ein Beispiel nehmen könnten, dessen sie sich nicht zu schämen hätten.

Obwohl, wie wir später sehen werden, das erste Zeugniss des vorhandenen Bedürfnisses einer Sanitätspolizei die Errichtung des Physikats in Chur (1537) abgibt, so finden wir dennoch, dass zur Verhütung von Seuchen im 16. Jahrhundert noch nichts geschah. Im Jahre 1566 z. B. noch fand in Chur während des Herrschens epidemischer typhöser Fieber eine reformirte Kirchenversammlung statt, die sehr stark besucht war und von 1550 wissen wir durch Campell, dass während des Wüthens der Pest sehr viele Leute in Chur ein und aus giengen, ohne dass das geringste Hinderniss ihnen in den Weg gelegt worden wäre. Das älteste im Stadtarchive bisher gefundene Aktenstück in Pestangelegenheiten ist ein Brief der erzherzoglichen Regierung (Ferdinand) in Innsbruck, dat. 7. Dec. 1581, worin dieselbe berichtet, sie habe sich genöthigt gesehen, wegen des Herrschens der «pestis» im Prättigau den Arlbergpass zu sperren.

In einem im August 1603 auf einem offenen Puntstag zu Davos mit Venedig auf 10 Jahre abgeschlossenen Bündnisse wurden ausdrücklich die Zeiten der «Sterbensläuffen» vorbehalten, während welchen es jedem Stande vorbehalten blieb, «Gewerbschaften und Handlungen einzustellen». Es haben wohl die Venetianer dieser Clausel im Vertrage Aufnahme verschafft, weil dort ja schon längst Pestquarantainen eingeführt waren.

Aus dem 17. Jahrhundert liegen eine ziemliche Anzahl Correspondenzen zwischen Chur einer-, und Lindau, Feldkirch,

Frankfurt, Mailand*), Clefen, St. Gallen etc. andererseits vor, die beweisen, dass hierseits schon 1611 sehr strenge Sperrungsmassregeln, unter Androhung sehr harter Strafen, gegen infizierte Orte verhängt wurden. Man verwehrte nicht nur denjenigen, die aus infizirten Orten herkamen, den Eintritt in die Stadt und den Kanton, sondern verbot auch den hiesigen Einwohnern auf's Strengste, verdächtige Länder und Städte zu besuchen und hob zeitweilig sogar den Transitverkehr vollkommen auf. Selbst mit gesunden Orten wurde der Verkehr während des Herrschens von Seuchen nur gegen Vorweisung von amtlichen Gesundheitsscheinen erlaubt.

Aus einer Rechnung des Churer Spitalpflegers (1630) und den Berichten des Pfarrers A. Lorez zu St. Regula dahier über die Pesten der Jahre 1628 bis 1635 geht hervor, dass auch die infizirten Häuser abgesperrt wurden. Correspondenzen zeigen ferner, dass man auf Reinigung und Desinfection von Wohnungen, Kleidern, Bettzeug, Hausgeräthe und dergl. bedacht war, und gibt eine im Stadtarchive befindliche, aus Mailand anhergesandte Anleitung zu Waschungen und Räucherungen einen Beweis von der grossen Aengstlichkeit, womit derartige Vorsichtsmassregeln gehandhabt wenigstens werden sollten. Während des Herrschens epidemischer Krankheiten wurde der Besuch von Jahrmarkten untersagt und während des Herrschens der Pest in Chur wurde 1630 der Puntstag in Ems abgehalten.

*) Mailand benutzte schon Mitte des 16. Jahrhunderts das Herrschen von Epidemien in Graubünden, um einen, grösstentheils aus konfessionellen Rücksichten entspringenden, Druck auf die rhätische Republik auszuüben durch Verhängung der strengsten Absperrungen. Die Untersuchung transitirender Waaren war oft weniger der Verhinderung der Verschleppung von Krankheitskeimen als dem Abfangen von Schriften, die mit der neuen Lehre zusammenhingen, bestimmt.

Eine kantonale Sanitätsbehörde bestand damals nicht, sondern es waren die Ortsvorstände, von denen die angedeuteten Vorbauungsmassregeln ausgingen und es thaten sich in dieser Richtung ausser der Hauptstadt auch einzelne Landgemeinden hervor, so z. B. Splügen, wie aus einem Schreiben an den Rath von Chur dat. 8. September 1630 hervorgeht.

Dagegen that der Bundestag sein Möglichstes um die allgemeine Noth zu mildern. Das Bundtagsprotocoll vom 29. März 1622 enthält ein auf die Gemeinden auszuschreibendes Verbot des Geldleihens auf Wucher, um die «überschwengliche jämmerliche Theurung» nicht noch zu vermehren; eben-dasselbst wird den Kornhändlern verboten, auf den Malter Korn mehr als $\frac{1}{2}$ Krone über alle Unkosten aufzuschlagen, bei Verlust des Korns und Abstrafung wegen Meineids.

Im 18. Jahrhundert wurde, wenn es sich um Verhinderung der Einschleppung von Seuchen von Auswärts handelte, eine Sanitätsbehörde ad hoc ernannt, die jedoch wieder in Ruhe trat, sobald die Gefahr vorüber zu sein schien, während die Sorge für die Gesundheit der Heerden wenigstens von Mitte dieses Jahrhunderts an Anlass zu strengen Gesetzesbestimmungen war; so war es der Ausbruch der Lungenseuche, der 1757 zur Aufstellung des bekannten Sanitätsstatuts führte und die Rinderpest des Jahres 1801, die zu Massregeln Anlass gab, die noch heute unbedingte Achtung von der Umsicht und Energie, womit man gegen diese Landplage einschritt, abnöthigen.

Diese Verhältnisse hat Herr Dr. Kaiser in einem in der naturforschenden Gesellschaft gehaltenen und leider nur auszugsweise im Monatsblatte gedruckten Vortrag sehr eingehend beleuchtet, weshalb ein näheres Eintreten hierauf an diesem Orte unnöthig erscheint.

Die Aufstellung einer permanenten kantonalen Sanitätsbehörde erfolgte 1805, hauptsächlich aus Veranlassung des Auftretens des gelben Fiebers in Livorno; die Thätigkeit derselben bekundete sich bald durch Errichtung eines regelmässigen Hebammenunterrichts, von Bezirksphysicaten und einer Medizinalordnung für den ganzen Kanton. Es liegt jedoch nicht in meiner Absicht, die Entwicklung unserer Medizinalverfassung von Einführung des Sanitätsrathes bis zu ihrer gegenwärtigen Gestaltung zu verfolgen, sondern ich will mich darauf beschränken noch einige Angaben über die Verhältnisse der ärztlichen Praxis früherer Jahrhunderte beizufügen, die, wenn auch gering an Umfang, doch die volle Berechtigung haben, unser Interesse in Anspruch zu nehmen.

Bis zum Jahre 1527 finden wir in Graubünden keine eigentlichen Aerzte; in diesem Jahre stirbt Doctor der Arznei Bernardin Stupa n, dem von dem Puntstag wegen seiner guten Curen ein stattliches Salarium gewährt wurde. In früheren Zeiten waren es Juden, reisende Kaufleute, fahrende Heilkünstler, denen man sich zuwandte, um Heilung von Krankheiten zu erlangen, oft wohl auch, um desto sicherer dem Tode entgegenzugehen. Schon Anfangs des 14. Jahrhunderts besass Chur öffentliche Badstuben*) (1322 nach Dr. Brügger), wie aus einem Kaufbrief, dat. Chur 3. Febr. 1327, hervorgeht, worin ein Gaudenz von der Badstuben, Bürger zu Chur, als

*) Ob damit vielleicht ein sub März 1471 erwähntes Frauenhaus in Verbindung zu bringen ist oder nicht, lasse ich dahin gestellt. Die bezügliche Urkunde ist im Stadtarchiv und erzählt, wie der hiesige Bürger, Claus Godwin in Haft gesetzt wurde, weil er einige Knaben mit sich in das öffentliche Frauenhaus genommen habe. Ueber Ort, Anfang und Ende dieser Anstalt konnte ich Nichts auffinden. Ihr Ende erreichte sie muthmasslich mit dem Beginne der Reformation. Es scheint mir am Natürlichsten, bei der bekanntlich ausgedehntesten Berücksichtigung aller möglichen Bedürfnisse von Seiten der mittelalterlichen Badstuben, das Frauenhaus damit in Zusammenhang zu bringen.

Verkäufer eines Gartens erscheint. Ohne Zweifel haben die Inhaber solcher Anstalten sich vielfach mit Behandlung von Kranken abgegeben.

Vom ersten Drittel des 16. Jahrhunderts an finden wir wohl immer einzelne Aerzte in Graubünden, besonders in Chur, jedoch scheinen nicht wenige davon sich wenig oder gar nicht mit Ausübung ihrer Kunst abgegeben zu haben, weil einestheils die ärztliche Praxis eine sehr undankbare Beschäftigung gewesen sein mag, andererseits eine politische Carriere dem Gebildeten des 17. Jahrhunderts viel ruhmvollere und wegen des zeitweise auf die schamloseste Weise betriebenen Schachers und Handels mit den Amtsstellen in den Unterthanenlanden, auch einträglichere Aussichten bot.

Indessen sahen die Behörden sehr wohl ein, dass die Behandlung von Kranken nur unter Voraussetzung einer vorher erworbenen ärztlichen Bildung für das Volkswohl eine erspriessliche sein könne. Chur suchte desshalb nicht allein seinen «Stattarzet» H. Caspar durch Schenkung des Bürgerrechts zu belohnen und an sich zu fesseln, sondern bereits aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts finden wir Verfügungen vor, die das «Doctern» beschränken. Einem Gewürzhändler Franz Ripa aus Clefen wird 1569 das Bürgerrecht gewährt «sub conditione sich des docterns und brunngenschauens zu enthalten». Diese Massregel scheint nöthig gewesen zu sein und haben wir sowohl in italienischen Epiciers mit festem Wohnsitze als solchen, die, wie das häufig vorkam, mit ihren Droguen im Lande herumhausirten, eine gute Anzahl von unheimlichen Heilkünstlern zu suchen, denen schon früh die sonst noch um leibliches Volkswohl bei den heftigen religiösen und politischen Kämpfen jener Zeiten wenig sich kümmern den Behörden, ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Dennoch blühte der Stand der Cürpfuscher und

Afterärzte üppig fort und Ardüser berichtet aus den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts von mehreren Bruchschneidern, wovon einer unter Andern den eigenen Bruder Ardüsers, zwar mit schlechtem Erfolge, «ufschnitt».

Es ist auffallend, dass wir hierlands von jener mit so grossem Applomb ins Werk gesetzten Aussatzschau, worüber uns von anderen Orten der Schweiz so Vieles erzählt wird, nur in einem einzigen Aktenstücke im Stadtarchive Erwähnung gethan finden. Unter dem 1. Wintermonat 1573 nämlich stellt der Stadtrath einigen Personen einen Schein aus, dass sie nach der Untersuchung des «frommen und wysen mitraths» Doctor Zacharias Beeli (wohl derselbe der bei Campell und Ardüser in seinen «Biographien» genannt wird) und der anderen geschworenen hiezu verordneten Beschauern mit der Sucht der «malezei» (eine bei Aussatz oft gebrauchte Bezeichnung) behaftet seien. Auf Verlangen der Kranken wurde ihnen der Schein gegeben «dass Endts hiemit an anderen Orten und Enden zu gebrauchen und dessen zu geniessen».

Es war also keine Rede davon, dass man für «aussätzig» Befundene irgendwie genöthigt hätte, in ein Siechenhaus zu treten.

Weitere Concurrenten der Aerzte haben wir in den Apothekern zu suchen. Im Jahre 1646 waren in Chur jedenfalls mehr als eine Apotheke vorhanden; es ist dies aus einem Spruch von Burgermeister und Rath dat. 19. Sept. 1646 in einem Streite zwischen Aerzten und Apothekern zu entnehmen. Dieses Aktenstück characterisirt die damaligen Verhältnisse der ärztlichen Praxis in sehr ausgezeichneter Weise, weshalb ich es in extenso hierhersetzen will; es lautet: «Discurs und Project, so von heren bürgermeister und Rath und Gericht zwüschen und über die Streitigkeiten der herrn Doctoren in löbl. Stadt Chur und den Apothekern derselben, dat. ut supra. Erstlichen betreffend daz brunnenbesichtigen, visitirung der

krankheiten und formirung der Recepten, welche man sach befindt, so nit den Apothekern, sondern den Doctoren und ihrer facultet zuständig, dass deroweg solche erzelte stück allein den herrn docteren zue gelassen sin solle und die Apotheker ganz nit befüeget sin, sich weder das brunnen gschauen, visitation der Krankhen noch recepten uss iren Apotheken in andere zu fertigen anzemassen, jedoch mit condition daz wo fer lüt werendt sy syendt burger, inwohner oder frömbde so sich der Arznerie anmasste, vertruwen und wagen auch der ussgebende Arznien welltendt daz derselben sich zu bedienen jardoch mit vorbehalt dess brunnengschauens ihnen fry gelassen syn solle. Jedoch die Apotheker hiermit ernstlich mahnende sich wol fürzusehen in ussgebung der Arzneien, daz durch sie kein also beschaffne gefar für genommen werde, daz durch ihr verwahrlosung jemandts versumbt wurde, diss Orts ein Ehrs. Oberkeit verursachet seyn, sie hierüber zue red und verantwortung zu stellen und ye nach beschaffenheit einer sach sie witer für ze nemmen.

Item sollend sie auch beeidiget werden kein heimliche Verstandnuss mit den docteren, der Recepten oder Arznei halber zu halten, sonder der Apotheker daz so inen von jeder Arznei und sach taxiret sich benüeg und der docteren ire verdienst selbst empfahen lassen und sie dessen sich nüzt unterwinden. Hiegegen solle den herren docteren nit zugegeben sein einicher Arznerie anderwärts nacher zu beschicken, sonder solche uss den allhiesigen Apotheken ze nemmen, were denn sach daz es sachen weren, die in den allhiesigen Apotheken gar nit oder nit perfect gefunden.

Item sollend si auch einem jeden Patienten frömbd und heimischen, der sich ire Cur und hülff zu dienen begehrte, freylassen, es seyge über Recepten und was ihnen geordnet

werden möchte, welches Apothekers er sich bedienen welche, daran niemands nüt fürgeschrieben.

Item den docteren ist taxirt für jede Visita, so oft er begert würd 20 kreuzer.

Item für den brunnen zu besichtigen 8 kreuzer.

Item für ein Recept zu formiren von jedem 12 kreuzer.

Item für eine Baadecur zu formiren 48 kreuzer.

Item zum fahl den Apothekern dess Curiens halber etwas noch geben wurde, solle ihnen scharff intimirt werden so wol fürzesehen wie weit sie schreiten können, damit nit durch sie etwas understanden werde dessentwegen dadurch jemandts verwahrloset würde, dessentwegen dann ein Oberkeit verursachet were mit inen Apothekern in anderer gestalt ze reden und sie nach Beschaffenheit fürzenemmen.

Letztlich ist man uff dieses kommen, daz man umb ein Mal allein den Apothekern daz brunnenschauen soll verbieten, sich dessen zu müssigen, im Uebrig niemands weder burger noch heimische in dergleichen ze binden sonder jedem sich mit seinem lyb zu vertrowen frey gelassen sin.

Project.

Den Apothekern solle abgesprochen sein:

das brunnen gschauen

die visita zu thuon

die Recepten selbst zu machen.

Im Uebrigen aber den frömbden solle nüt fürgeschrieben sin, sich by Apotheker oder andern zu bedienen wo jeden beliebt und er wagen will.

Item solle den burgern frey sin, ob er sich eines docters oder balbierers, er sy frömbd oder heimisch, bedienen und mit ime wagen wollte. (Folgt obige Taxenansetzung.)

Folgt weiter nochmals das strengste Verbot geheimen Einverständnisses zwischen Aerzten und Apothekern, dass

die Aerzte keine eigenen Apotheken halten dürfen, und dass es jedem frei stehen solle, seine recepte da wo er wolle machen zu lassen,

«betreffend den Apothekern der Arznei halber ein Tax ze machen, behalten mine herren vor, seiner Zeit selbiges ze thuon so wie auch weiteres von Zeit ze Zeit nach irem gefallen ze ordiniren».

Diese alte Verordnung bedarf keines Commentars. Kein Stand verschmähte es in jener Zeit des corruptesten Handels um Stellen in den Unterthanenlanden, auch hier gelegentlich sich eine Einnahme durch ein bischen Curiren zuzuwenden; die Aerzte begnügten sich nicht mehr mit ihrer für die damalige Zeit recht annehmbaren Taxe, sondern scheuteten sich nicht, durch mit den Apothekern getroffene Vereinbarungen zu zeigen, dass der eigene Geldbeutel ihnen näher lag, als das Wohl ihrer Patienten, die sie um einiger lumpiger Kreuzer willten, zu betrügen sich nicht schämten. Eine Behörde, die es in jenen Zeiten der schamlosesten Bestechung und Aemterjägerei, jener, durch alle Schichten der Bevölkerung gehenden Corruption, wagte, hie und da auch gegen den obgenannten Unfug ernst und entschlossen einzuschreiten, verdient unsere ungetheilte Achtung und Anerkennung, die ich dem damaligen Stadtrathe um so mehr zollen will, weil wir in dem obigen Spruche den Grundsatz der «freien Praxis» in nuce, aber sehr deutlich vorfinden. Wie lange wird es dauern, bis dem ärztlichen Stande der Character einer abgeschlossenen Kaste genommen sein wird, eine Abgeschlossenheit, die dem Publicum nichts hilft und den Aerzten nur schaden kann. Wahres Verdienst, gründliche Bildung und warme Hingebung an diesen schönsten Beruf werden um so nachdrücklicher sich geltend machen, je mehr daneben gepfuscht wird und je weniger der Staat sich abmüht, in vermeintlichem Interesse der Aerzte

dieselben in ihrer Thätigkeit durch illusorische Paragraphen zu schützen.

Es waren jedoch in jener Zeit die Stadtbehörden in noch ausgedehnterem Maasse für das leibliche Wohl ihrer Mitbürger besorgt, indem sie den Verkauf von Fleisch, Brod und anderen Victualien in ihre controllirende Aufsicht nahmen Sprecher sagt in seiner Chronik pag. 286 bei Gelegenheit der Besprechung der Churer Stadtverfassung hierüber folgendes: «Item ist auch ein Stadtammann, welcher mit 4 Zunfftmeistern alle Sambstag den Metzgern das Fleisch schätzen thund und daz kein unzeitiges Vieh geschlachtet werde, item über das Brodt und anderer Victualien und dez Verkauffs halben Vorstehung thun sollen und mögen sie auch abstrafen».

Die Nothwendigkeit einer solchen Controlle ist gegenwärtig nicht wesentlich geringer als vielleicht im 17. Jahrhundert; bezüglich des Brodts besteht, soviel ich weiss, irgend eine, einer Beaufsichtigung entfernt ähnlich sehende amtliche Bestimmung, über deren Handhabung mir nichts Näheres bekannt ist, als dass viel darüber geklagt wird; dagegen ist die Einwohnerschaft Chur's für ihren Fleischbezug vollständig der Willkür der betreffenden Schlächter anheimgeliefert. Alle Achtung vor der Gewerbefreiheit, die jedoch wie jede Freiheit, ihre vernünftige Grenze da zu finden haben sollte, wo sie der Bevölkerung zur Gefahr wird, körperlichen Schaden zu nehmen (Trichinen, Blasenwürmer etc. etc.) und finanziell geprellt zu werden.

Die Nothwendigkeit einer amtlichen Controlle des Fleischverkaufs, besonders mit Bezug auf sanitäre Zustände der zur Schlachtkbank geführten Thiere, wird anderwärts mehr und mehr gefühlt und liegt nicht allein im Interesse des Publicums, sondern auch der Verkäufer selbst, die ohne dieselbe

unverschuldet in den Fall kommen können, aus Unkenntniss, mit dem Strafgesetzbuche in Collision zu gerathen.

Man wolle mir diesen sanitätspolizeilichen Sprung in die Gegenwart damit entschuldigen, dass ich in amtlicher Stellung hie und da mit den diesfälligen Verhältnissen und Zuständen auch unserer Hauptstadt mich zu beschäftigen genöthigt bin und eben desshalb es mir nicht versagen konnte, wo sich die Gelegenheit darbietet, den Epigonen ihre Ahnen als Beispiele vorzuhalten und zur Nachahmung zu empfehlen.

Ich freue mich es gestehen zu können, dass die Unterstützung, die der Sanitätsrath von Seiten der städtischen Behörden während des Herrschens der Rinderpest im Jahre 1866 und bei Ausführung der im vorigen Sommer zur Verhütung der Choleraeinschleppung getroffenen Anordnungen gefunden hat, der berechtigten Hoffnung Raum giebt, dass die sanitätliche Thätigkeit der Behörden nicht auf Zeiten der Gefahr von Seuchen beschränkt bleibe, sondern sich etwas generalisiren möchte.

Bevor wir weiter gehen, wird hier der Ort sein der nach Eblin im Jahre 1700 gegründeten und vom Magistrate sanctionirten «Societas chirurgorum curiensis» zu gedenken, die sich auch auf die Umgegend von Chur ausgedehnt habe. Sie existierte nach ihrem mir nicht zu Gesichte gekommenen Protocolle beinahe 1 Jahrhundert und hatte das Gute, dass ihre Mitglieder vor der Aufnahme sich einer Prüfung durch Aerzte unterziehen mussten; sie sollte allen Pfuschereien möglichst entgegenarbeiten. Ihre Verfassung war derjenigen der Gesellschaft zum «schwarzen Garten» in Zürich nachgebildet. Sie hatte Staatsunterstützung, in welcher Art jedoch, ist mir nicht bekannt.

Während des 18. Jahrhunderts nun hören wir wenig von anderweitigen sanitarischen Maassregeln, als so weit sie

sich auf Abhaltung von Epidemien beziehen; in ihrem Contexte variiren sie nicht von den bezüglichen Verordnungen des vorangegangenen Jahrhunderts. Dagegen haben wir hier der Einführung der K u h p o c k e n i m p f u n g in unserem Kantone noch mit einigen Worten zu gedenken.

Bereits Dr. Joh. Georg Amstein*) (1744—1794. 1769 von der Universität Tübingen heimgekehrt nach Hauptweil im Thurgau und 1771 im Februar nach Graubündten übergesiedelt) hatte nach seinem Biographen im neuen Sammler V., J. U. Salis-Seewis, Sohn, die natürlichen Pocken bei mehr als 100 Kindern mit ausnahmslosem Erfolge eingimpft. Die ersten Vaccinationen geschahen in Bündten im März und April 1801 an 6 Kindern der Herren Zunftmeister G. W. Capeller in Chur, Landammann Val. Roffler in Fideris und Vicari Gaud. Planta, damals hier wohnhaft, durch Herrn Dr. Rascher in Chur, der den Impfstoff von Frankfurt am Main bezogen hatte. Rascher erwarb sich dadurch, dass er mehrere Leute in verschiedenen Gegenden des Landes mit der Impfoperation bekannt machte und denselben Stoff unentgeltlich abgab, um die Verbreitung dieses Instituts in unserem Vaterlande grosse Verdienste. Es wäre jedoch ungerecht, wollten wir dabei der in dieser Richtung gleichfalls sehr verdienstlichen Thätigkeit der Herren Doctoren A. Bernhard in Wiesen und Joh. von Moos in Tarasp vergessen. Ersterer brachte die Lymphe selbst aus Hannover mit, Moos erhielt dieselbe von Dr. Doutrepout in Salzburg. Mit Unterstützung der Geistlichen und einsichtiger Privaten gewann die Impfung im ganzen Kanton recht bald

*) Amstein war es auch, der aus eigenem Antriebe nach seiner Rückkehr aus Paris in Zizers unentgeltlich an einzelne Personen den Hebammenunterricht ertheilte und dazu ein von ihm von Paris mitgebrachtes geburtshülfliches Phantom benutzte.

Eingang*), so dass der Sanitätsrath im Jahre 1808 bei Ausarbeitung der Sanitätsordnung nur nöthig hatte die Einrichtung in Gesetzesform zu bringen und eine eigene vom Kanton bezahlte Impfarztstelle zu creiren, um einer bisher freiwillig geübten Praxis auch die gesetzliche Sanction zu geben.

III. Zur Geschichte des Hospitalwesens in Graubünden.

Es war dem Christenthum, der Lehre von der Gleichheit der Menschen vor Gott und der opferfreudigen Nächstenliebe vorbehalten, Institutionen in's Leben zu rufen, deren Zweck dahin zielt, Armen, Waisen, Kranken in ihrem Elende und ihrer Noth Trost, Hülfe und Pflege zu gewähren.

Was wir in dieser Hinsicht bei nichtchristlichen Völkern älter und neuer Zeit vorfinden, lässt sich nicht vergleichen mit demjenigen, was christliche Liebe und Aufopferung geleistet haben. Schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung finden wir in den christlichen Gemeinden eine eifrige Thätigkeit in dem Bestreben, hülfsbedürftigen Glaubensgenossen in ihrer Bedrängniss beizustehen. Die häufigen und grausamen Verfolgungen, denen die Gläubigen von Seiten der Heiden ausgesetzt waren, trugen sicherlich wesentlich dazu bei, den Sinn für opferwillige Ausübung der Werke christlicher Barmherzigkeit anzuregen und wach zu erhalten. Die

*) In den 7 Jahrgängen des neuen Sammlers finden sich vielfache Berichte über den Gang und den Erfolg der Impfungen und die Zahl der derselben unterworfenen Kinder, die ein hübsches Material zu comparativen statistischen Zusammenstellungen bieten würden, hier jedoch als nicht eigentlich zu unserem Thema gehörend, keine Berücksichtigung finden können.

Form, in welcher die Mildthätigkeit ursprünglich ausgeübt wurde, war wohl die, dass die Gemeinde als solche dafür gesorgt hat, dass den Armen und Kranken Hülfe geleistet werde oder einzelne Personen sich dem Dienste der Armuth und des Elends widmeten.

Später war es hauptsächlich die Kirche, die ihre Thätigkeit neben der geistlichen Fürsorge auch auf die leibliche ihrer Glieder ausdehnte und in dieser Richtung Schöpfungen in's Leben rief, die selbst bei ihren Feinden Staunen und Bewunderung hervorriefen.

In den frühesten Zeiten gewährten die Geistlichen, Aebte, Bischöfe in ihren eigenen Wohnungen den Hülfsbedürftigen Aufnahme und Herberge. Später, als mit der grösseren Ausbreitung der neuen Lehre auch die Zahl der Armen wuchs und die äusseren Bedrängnisse in Folge der erbitterten Verfolgungen durch die Heiden wirksame Hülfe um so dringender machten, wurden eigene Gebäude zur Aufnahme von Wanderern, Pilgern, Armen, Waisen, Kranken und anderweitig Unterstützungsbedürftigen errichtet. Diese Anstalten hiessen ihrer Aufgabe gemäss, der Armuth und Hülflosigkeit eine Zufluchtsstätte, eine Herberge zu bieten, Xenodochien. Es blieben jedoch vorerst diese Anstalten enge verbunden mit den Kirchen und den Klöstern. Bald jedoch wurden auch ferne von diesen Stätten der Liebe und der Frömmigkeit Anstalten errichtet, die ausschliesslich der Ausübung der Pflichten der Mildthätigkeit gewidmet waren, die eigentlichen Xenodochien, deren Gründung hie und da von Laien, meist aber von der Kirche und besonders von den Klöstern ausging und auch von diesen und zahlreichen Schenkungen aus wohlthätiger Hand unterhalten wurden. Die Verwaltung dieser Anstalten wurde von dem Mutterconvent aus durch besonders dazu geeignete Conventbrüder besorgt, denen das

nöthige Personal beigegeben wurde. So sehen wir nicht allein in unmittelbarem Zusammenhange mit Kirchen und Klöstern, sondern auch an vielen andern Orten solche Zufluchtsstätten der Hülfsuchenden erstehen; vorzugsweise waren es wilde, öde, durch wilde Thiere und Räuber gefährdete Gegenden, Bergübergänge, Flussübergänge, abgelegene Wallfahrtsorte und die dahin führenden Wege etc., wo wir solche Zufluchtsstätten zu suchen haben. Ich muss es mir versagen, näher auf die allgemeine Entwicklungsgeschichte der Xenodochien etc. einzugehen und will gleich zu denjenigen Mittheilungen übergehen, die in dieser Richtung speciell unsren Kanton betreffen.

Es liegen keine positiven Beweise dafür vor, dass in den je im 7. und 8. Jahrhunderte nach Christo gegründeten Klöstern Disentis und Katzis besondere Räume zur Aufnahme von Kranken und Hülfsbedürftigen eingerichtet gewesen seien. Allein dem Geiste jener Zeit gemäss und um einem wesentlichen Zwecke der ursprünglichen Errichtung und Entstehungsweise der Klöster genügen zu können, dürfen wir nicht anstehen, anzunehmen, dass diese beiden Klöster der Aufnahme und Pflege verwaister, armer und kranker Mitmenschen, besonders frommer Pilger nicht fremd geblieben sein werden*). Ferner dürfen wir sicher mit derselben Berechtigung voraussetzen, dass die bei jeder Kirche befindliche Wohnung des Geistlichen und seiner Diener der Noth und Armuth eine Zuflucht und Hilfe gespendet habe, indem heute noch in den romanischen Gegenden die Wohnung des Geistlichen, speciell des Capuciners, «Hospiz» heisst, eine Bezeichnung, die hingänglich deutlich ihre ursprüngliche Bedeutung documentirt.

*) Ueber die opferfreudige Pflege, die die Conventualen von Disentis während des Herrschens des schwarzen Todes dem kranken Volke zu Theil werden liess, hatten wir schon oben zu berichten Gelegenheit.

Welche Wichtigkeit die Wohnungen der Geistlichen für den Verkehr der Reisenden in früheren Jahrhunderten gehabt haben mögen, kann man daraus schliessen, dass selbst in unserer Zeit, die bis in die unwirthlichsten Gegenden den üppigsten Comfort zu zaubern versteht, in mancher abgelegenen kleineren Gemeinde das Pfarrhaus die einzige irgend erträgliche Unterkunft bildet und wohl auch meist gerne gewährt wird.

Die erste Spur einer Fürsorge für die leidende Menschheit findet sich in der Grabschrift des Bischofs Valentinian von Chur, die sich in der Gruft des Klosters St. Luzi dahier vorfand, aber nicht mehr erhalten ist. Valentinian starb nach Eichhorn (episcop. Curiensis etc.) am 8. Septbr. 548, kurz nach dem Uebergang Bündtens aus der Herrschaft des Ostgothenkönigs Vitiges in diejenige des Frankenkönigs Theodebert. In dieser bei Herrn v. Mohr (cod. dipl. I. p. 5 und 6) enthaltenen Grabschrift heisst es, dass sich Valentinian der Kriegsgefangenen (wohl Gothen) durch grossmütige Unterstützung angenommen habe.

Das älteste, geschichtlich unbezweifelte, eigentliche Xenodochium in Bündten finden wir auf dem Septimer in dem Xenodochium St. Petri, das zwar in Urkunden auch Hospiz und Hospital, letzteres am häufigsten genannt wird.

Die erste Urkunde, worin des St. Petersspitals Erwähnung geschieht, datirt aus dem Jahre 825 (am 25. Juli), worin auf diesfällig gestellte Bitte Kaiser Ludwig der Fromme dem Bischofe Victor II. von Chur unter anderen Rechten und Besitzungen, die dem Bisthum vom Grafen Roderich entrissen worden waren, auch das «senodochium sancti Petri» mit allen seinen Rechten und Besitzungen wieder erstattet. Es ist daraus klar, dass die Stiftung desselben weiter zurückgeht, als

das Datum dieser Urkunde und dass wir wahrscheinlich das Bisthum selbst als Gründer derselben anzusehen haben. Heri v. Moor deutet dieses Xenodochium sancti Petri in einer Anmerkung zu jener Urkunde, in seinem cod. diplom., als im Valser Thale befindlich, welches bekanntlich auch St. Peters Thal heisst. Wenn wir jedoch bedenken, dass damaliger Zeit der Septimer die Hauptverkehrsverbindung nach Italien vermittelte und das Valserthal als Verkehrsweg niemals irgend welche Bedeutung gehabt hat, so liegt durchaus kein Grund vor, dieses älteste Hospiz unseres Landes dorthin zu verlegen, indem auch später nirgends von einem Hospitz in dorten die Rede ist, während uns jenes am Septimer von je her als das wichtigste des Landes erscheint.

Die oben erwähnte Wiedererstattung des senodochium s. Petri an das Bisthum wird sub 12. Juni 849 von König Ludwig dem II. (dem Deutschen) dem Bischofe Eso von Chur nebst anderen Privilegien bestätigt. Der Name des Septimerberges erscheint urkundlich zuerst im Jahre 913, wo Erzbischof Hatto von Mainz auf der Höhe desselben von den freien Männern Rudolf und Andreas von Salis im Bergell in Empfang genommen und in deren Burg Castellacium beherbergt wurde. Von da ab erfahren wir weder über das Hospiz noch den Berg Septimer etwas Näheres bis zum Jahre 1120, in welchem Bischof Guido zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Reisenden das «Hospiz auf dem Septimerberge» von Neuem erbaute oder wieder herstellte und dasselbe reichlich dotirte. König Otto IV. bestätigt zu Augsburg am 13. Januar 1209 dem Bischofe Reinher von Chur die Freiheiten des Hochstiftes, sowie diejenigen des Hospizes auf dem Septimer und befreit die «Familie hospitalis montis Septimi» von jeder Abgabe, welche Begünstigungen Friedrich II. dem Bischofe Arnold II. wieder zusichert, im April (?) 1213.

1271 erscheint in einer zu Tinzen ausgestellten Urkunde Otto, genannt Racudrus, Sohn des Andr. Racudrus in seiner Eigenschaft als «rector et monachus ecclesiae seu hospitalis Petri montis Septimi» als Käufer von zwei Frauenspersonen, die er für genanntes Spital sammt ihrem ganzen Vermögen von Ritter Egino von Caminada und seinen Söhnen in Tinzen ankaufte. Abgesehen von ursprünglichen und späteren Dotationsen des Bisthums, als Stifters, an das St. Peters Spital, werden demselben sicher viele Schenkungen durch Privaten, zur Sühne ihrer oder der Ihrigen Seelen, im Geiste jener Zeiten, zugewendet worden sein. Es sind mir mehrere solche in Moor's Archiv begegnet; so schenkten Jacob de Porta von Castelmur und Ulrich de Juvalta 1289 dem Hospital St. Peter Weiden für je 30 und 20 Schaafe und 2 Kühe; in demselben Jahre tritt ferner Ritter Wilhelm von Bivio als Wohlthäter des Stiftes auf. Die letzte mir zu Gesichte gekommene Schenkungsurkunde ist diejenige des Simon von Marmels, der 1337 in Folge eines Traumes zur Unterhaltung eines Lichtes vor dem Altar des hl. Petrus an allen Sonntagsnächten einen «sextarum butiri» schenkt. Diese sämmtlichen Angaben über das St. Peter's Stift am Septimer entnehme ich dem Codex diplomaticus des Hrn. Theodor von Moor, welcher sie wieder einem Manuscript aus dem Jahre 1675, das einem noch älteren von 1390 ruft, entlehnt. Darnach war genanntes Hospiz begütert vor Allem im Oberhalbstein, dann in Avers, in Fürstenau, Almens, Canova und Bergell. Aus einem von Hrn. Moor mitgetheilten Bruchstücke jenes die Rechte des St. Peter's Spitals betreffenden Manuscriptes (im Besitze des Hrn. Aug. Redolfi in Cultura) geht hervor, dass die Gemeinde Bivio und der Vitzthum des Gotteshauses verpflichtet waren, auf dem Berge einen Mönch zu erhalten, der als rector oder monachus des Hospizes schwören musste, im Falle der Noth

Reich und Arm zu beherbergen, zu verpflegen und in guten Treuen für die Hülfsbedürftigen besorgt zu sein; jeden Menschen, wer er auch sei, bei schlechtem Wetter und der Unmöglichkeit weiter zu kommen, ins Haus aufzunehmen, demselben Speise und Trank zu geben; haben die Verpflegten Geld, so sollen sie bezahlen, wenn nicht, so soll man es ihnen schenken und sie so lange behalten, bis die Weiterreise möglich wird. Dagegen verpflichten sich Gemeinde und Vitzthum, den Mönch in allen seinen Rechten zu schützen. Dann werden die Einkünfte des Mönchs, aus Weiden und Gütern, Schenkungen an Victualien etc. bestehend, angeführt, die uns hier nicht weiter interessiren; jedenfalls besass das Stift selbst eine ausgedehnte Oekonomie auf dem Berge selbst, wie aus den Angaben, wie weit hin die Heerden desselben Weiderechte besassen und vielfach auch selbst benutzten, hervorgeht.

Die letzte Urkunde über St. Peters Spital datirt aus dem Jahre 1525, wo daselbst noch ein Caplan wohnte. Wann es aufgehört hat, dem edlen Zwecke seines unbekannten Stifters zu dienen, ist mir unbekannt. In späteren Zeiten war die Gegend als Schlupfwinkel für allerlei schlechtes Gesindel berüchtigt. Gegenwärtig liegen Spital, Kirche etc. in Trümmern am Wege von Stalla nach Casaccia und errinnern nur noch wehmüthig daran, dass hier einst der wichtigste Uebergang nach Italien vorbei führte und seither von seinen glücklicheren Rivalen überholt wurde. Wie für den Verkehr und die Heereszüge nach und aus Italien die wichtigste Strasse, an der noch vielfach das alte, römische Plattenpflaster erhalten ist, so nahmen im Mittelalter und in neuerer Zeit auch die Pilgerzüge aus der Schweiz und Bündten nach der Madonna di Tirano und St. Gaudenz bei Casaccia ihren Weg über den Septimer; noch aus dem Jahre 1579 berichtet uns H. Ardüser, dass 8 Wallfahrer aus dem Oberhalbstein auf dem Septimer erfroren seien; von dem

Hospital geschieht dabei keiner Erwähnung, was darauf schliessen lässt, dass es schon damals jedenfalls von sehr untergeordneter Bedeutung war, oder vielleicht gar nicht mehr bestand.

An das Septimer Hospiz reihen sich am natürlichssten einige Worte über die der Sage nach am Julier und in Casaccia befindlich gewesenen Hospize an, weil sie mehr als wahrscheinlich in irgend welchem, jetzt nicht mehr zu entwirrenden Zusammenhange mit unserem Stifte am Septimer gestanden haben. Ueber das Bestehen eines Hospizes auf der Höhe des Juliers, findet sich die einzige mir bekannte Notiz im neuen Sammler III. pag. 251, wo die Vermuthung ausgesprochen wird, es möchte da oben in der Nähe der Säulen ein Hospitium gestanden haben. Wenn überhaupt die Säulen des Julier und die dort vielfach vorgefundene Münzen mit einer derartigen Einrichtung in Verbindung zu bringen sind, was ich unsren bewährten Spezialhistorikern zu entscheiden überlassen muss, so müsste der Anfang derselben auf die Zeit des Augustus (Militärposten?) und das Ende auf die Zeit zu setzen sein, wo der Septimer dem Julier den Rang als grosse Strasse ablieft, was jedenfalls vor Anfang des 9. Jahrhunderts geschehen sein muss, denn damals war St. Peter bereits (wohl schon längere Zeit) urkundlich vorhanden.

Bezüglich der am Fusse des Septimer an der neuen Strasse über den Maloja etwa $\frac{1}{4}$ Stund von Casaccia befindlichen «ecclesia St. Gaudentii ad pedem septimi montis» finden sich die wenigen hier einschlägigen Notizen im neuen Sammler VII. pag. 235 und 236. Die Capelle wird schon 998 in Urkunden genannt und war nach Campell in früheren Zeiten (von Campell's Zeit verstanden) ein sehr besuchter Wallfahrtsort, weil die Gebeine des hl. Gaudenzius, des Schutzpatrons des Gotteshausbundes, für wunderthätig galten. Die Capelle

kommt sammt einem damit verbundenen Hospital in einem Spruchbriefe von 1533, ihr Priester aber in einem anderen von 1546 vor. 1556 sollen ihre Güter unter die Gemeinden des Bergells vertheilt worden sein. Den angezogenen Spruchbrief von 1533 habe ich nicht zu Gesichte bekommen. Der Umstand, dass zu St. Gaudenz vielfach gewallfahrtet wurde, und dass dasselbe am Fusse des Hauptberges liegt, wo sich wohl, wie das Wort Casaccia andeutet, Vorrichtungen zu Ruhepunkten vor und nach dem Bergübergang für Personen und Waaren vorfanden, lässt uns wahrscheinlich werden, dass sich dort wirklich ein Hospiz befunden habe, obwohl wir darüber ausser obigen Fragmenten nichts wissen.

Vorerst an der damaligen Reichsstrasse von Germanien nach Italien verbleibend, kommen wir nach Churwalden*), wo wir seit alter Zeit ein Pilger-Hospiz vorfinden.

Die Gründung des Stiftes und Klosters Churwalden fällt in die Jahre 1150—1160. Nach der Legende war es ein Ritter Rudolf von Rothenbrunnen, den unsere Historiker in dienstliche oder verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit mit den Freiherrn von Vatz bringen, der, als ihn das Gewissen über sein bisheriges Räuber- und Wegelagererleben schlug, eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande unternahm und nach der Rückkehr, zu Folge eines Traumes, sich in dem von wilden Thieren und Räubern unsicher gemachten ascherischen Walde zwischen Chur und Obervatz, mit noch 3 Genossen, die sich während der Pilgerfahrt ihm angeschlossen hatten, nieder-

*) Ob mit dem sehr alten Kloster Impedinis oder Müstail (erscheint urkundlich zum ersten Male am 3. November 926, vide Nüseler, die Gotteshäuser etc. p. 100 und Mohr cod. dipl. die bezüglichen Stellen bei Nüseler citirt) zwischen Alvaschein und Tiefenkasten ein Hospiz verbunden war oder nicht, ist ungewiss. Es sprechen wohl mehrfache Gründe dafür, positive Angaben darüber jedoch fehlen meines Wissens gänzlich.

liess, eine Capelle und eine Einsiedelei baute, das Land urbarisirte und sich dem Schutze und der Sicherheit der Wanderer widmete. Bald legte er das Klostergelübde in die Hände des Bischofs Adalgott ab, der dann den Gottesdienst in Churwalden einem Mönche von St. Luzi bei Chur übertrug. Kurz vorher wurde von Bischof Conrad I. (1122 – 1150), nicht ohne Widerstand der bisherigen Mönche St. Luzi's, Benediktinerordens (früher i. e. ursprünglich von Augustinern bewohnt) durch Uebersetzung einiger Prämonstratenser aus dem von Conrad I. von Chur gestifteten Kloster Roggenburg in Schwaben auch in St. Luzi die Prämonstratenser-Regel eingeführt und es mag daher dem Bischof die Gründung Churwaldens (St. Maria und Michael) auch desshalb sehr willkommen gewesen sein, weil er darin einen Grund fand, die von St. Luzi ohnedem schief angesehenen Prämonstratenser um so sicherer zu behalten, wenn er ihnen die Pflege der neuen Stiftung anvertraute.

Wir datiren somit den Beginn der Pilger- und Wandererpflege in Churwalden von Mitte des 12. Jahrhunderts ab, ohne weiter darauf einzutreten, ob das von Bischof Verendarius II. (833—844) gestiftete Klösterlein Serras in Churwalden oder nach Hr. Kind im sog. Münchenboden in Masans zu suchen sei; dass an letzterem Orte irgend eine klösterliche Stiftung gestanden habe, wird durch den Namen «Münchenboden» wahrscheinlich gemacht, das Wort «Serras» heisst Schloss oder Thalwehre und findet sich hierlands an mehreren Orten wieder.

Wenn nun schon daraus, dass Churwalden's Stiftung vor allem dem Zwecke der Unterstützung und Pflege der Wanderer in jenen unsichern Zeiten gewidmet war, erhellt, dass sicher kranke Einkehrende eine um so hingebendere Pflege erhielten, so wird weiter die Thatsache der in Churwalden ausgeübten

Krankenpflege erwiesen durch den Wortlaut einer aus dem Jahre 1210 (15. März) herrührenden Urkunde; es heisst dort: «dominus Heinricus de Saches (Sax) et filius ejus Albertus, considerantes paupertatem et inopiam ecclesiæ Santæ Mariæ in Curewalde et hoc attendentes, quod omnis, qui pro alio oret vel elemosinam dat, se ipsum liberat, dederunt ei V marcas argenti, cum quibus Capella hospitalis facta fuit . . . folgen noch weitere Vergabungen. Das zum Kloster gehörige Spital erhielt also 1210 seine eigene Capelle. Am 22. April 1311 erhalten Kloster und Hospiz einen Indulgenzbrief, womit die mir bekannten Aktenstücke über jenes Hospital aufhören: es ist nicht möglich, die Zeit anzugeben, wann der ursprüngliche Zweck der Anstalt, Schutz den Hülfflosen im weitesten Sinne des Wortes, ausgeübt zu werden, aufgehört hat. Das Nonnenkloster in Churwalden wurde wegen des lasterhaften Lebenswandels der Insassen 1333 von Don. v. Vatz zerstört und später nicht wieder hergestellt.

Der letzte Abt Silvester Philipp Schroff starb 1599. Seitdem wurde das mehr und mehr verarmende Gotteshaus von Roggenburger Administratoren verwaltet und 1807 *) nach Auflösung des Stiftes St. Luzi (1811) dem Priesterseminar dasselbe einverleibt gegen Uebernahme der Besorgung der dortigen katholischen Pfarrei. Von den Gebäuden des Klosters sind nur noch die Kirche und das Abteigebäude übrig (jetzige Wohnung der katholischen Geistlichen).

Als bereits 1222 durch Papst Honorius III. als Eigenthum

*) 1807 zogen die Prämonstratenser in Folge Verarmung des Stifts aus demselben weg und man versuchte Redemptoristen dahin zu verlegen. Da jedoch die Stadtbehörden dieser Absicht energischen Widerstand leisteten, so erklärte der Bischof ein Priesterseminar dort errichten zu wollen, was dann, nachdem St. Luzi 1811 abgebrannt und wieder in seiner gegenwärtigen Gestalt aufgebaut worden war, auch geschah. Das Seminar besteht heute noch.

des St. Maria Klosters in Churwalden bestätigt, müssen wir der St. Jacobs- und Christophoruskirche in Klosters gedenken, insofern als damit ein Hospiz verbunden gewesen sein soll. Dem Kloster oder Spital des heil. Jacobus und Christophorus im Walt im Thale Prätigau ertheilen je 6 Bischöffe zu Avignon 1319—1335 Ablassbriefe. Dies die einzige Notiz, die ich über dieses vielleicht zweifelhafte Hospiz zu bieten im Falle bin. Sie findet sich bei Nüscher, der sie Hrn. Dr. Chr. Brügger in Zürich verdankt.

Wir sehen damit die Strasse von Chur über Churwalden, Lenzerhaide und Septimer die Hauptstrasse durch unsren Kanton bilden, gegen welche anderen Bergübergängen die Konkurrenz nicht möglich war, obwohl auch sie sicherlich benutzt und wohl vielfach begangen wurden; dafür liefern die am Lukmanier, Bernhardin und wie wir sehen werden, am Fusse des Scaletta sich vorfindenden Hospize den Beleg. — Auf dem Lukmanier stiftete 1374 Abt Johannes III. zu Disentis die Kirche Mariae Himmelfahrt und damit in Verbindung ein Hospiz, um erschöpften Reisenden Stärkung und Obdach zu bieten. Das alte Hospiz, wovon noch Ruinen stehen, stand etwas entfernt von dem jetzigen.*) Es lag im

*) Nach mündlicher Mittheilung des Herrn Reg.-Rath Condrau haben die noch jetzt bestehenden Lukmanier-Hospize, der alten Bestimmung eingedenk, fortwährend die Pflicht, hülfsbedürftigen Reisenden nach Kräften beizustehen. Eine ähnliche Einrichtung befindet sich am jenseitigen Abhange des genannten Berges auf Gebiet der Tessiner Gemeinde Olivone, in Casaccia. Letzterer Name ist in seiner Bedeutung als Stand- und Ruhepunkt für Waaren, Säumer und Wanderer, an verschiedenen Orten des Kantons zu finden und lässt vermuten, dass an diesen Stellen, wenn auch sehr primitiv, doch in Etwas für die Unterkunft der Reisenden gesorgt war. (Zwischen diesem Casaccia und Olivone am Fusswege nach Aqua rossa befindet sich das Hospiz Camperio, welches mit Casaccia zur Pfarrei Olivone gehört und wie jenes heute noch bedeutenden Grundbesitz hat. Herr Direktor W. Killias.)

Interesse des Klosters Disentis, den Verkehr nach Italien über den ihm nächsten Berg möglichst zu sichern, um so mehr als es dadurch die Communication mit seinen eigenen Besitzungen jenseits der Berge erleichterte; in derselben Gegend sind noch zwei Hospize zu St. Gallus und St. Johannes dem Täufer zu erwähnen, ersteres gehört dem Kloster Disentis, letzteres der Gemeinde Medels.

Nahe an den Quellen des Hinterrheins stand in uralten Zeiten eine Capelle St. Peter mit einem kleinen Kloster und einem Hospitium für die Reisenden über den Bernhardin, wovon heute keinerlei Spur mehr aufzufinden ist.

Bevor wir zur Betrachtung des Spitalwesens der Hauptstadt übergehen, müssen wir noch einer Anstalt gedenken, die nach den bisherigen Ansichten nicht sowohl den Charakter eines sog. Hospitiums und Xenodochiums, sondern vielmehr eines Armen und Siechenhauses hatte. Ich meine das bei Campell angeführte Armen- und Siechenhaus Capella bei Scanfs, da wo der Uebergang von Davos über den Scaletta ins Thal Engadin einmündet. Urkundlich begegnet uns das dorthin zu verlegende Hospital des heil. Ulrich in einem bischöflichen Einkünfterodel, aus den Jahren 1290—1298, worin das Hospitale St. Vodalrici von allen Abgaben befreit erklärt wird. Nach Campell war das Spital in einem klosterähnlichen Gebäude untergebracht, das vielleicht das alte Benedictinerkloster des heiligen Nicolaus war. Das neben dem Hause stehende Gotteshaus war dem heiligen Nicolaus geweiht und wurde darin auch nach der Reformation durch den Pfarrer von Zuz für die Einwohner des Hauses und der kleinen Dörfschen Salsanna und Cinuskel an gewissen Tagen Gottesdienst gehalten. Campell erzählt uns, dass zu seiner Zeit die Gemeinden Zuz, Scanfs und Campovast jährlich einen «tschlärer und eine tschlarera» (Schaffner und Schaffnerin, Cellerarius

et cellararia) aus ihrer Mitte zur Verwaltung des Spitals ernannten, die auf gewissenhafte Erfüllung ihrer Obliegenheiten beeidigt wurden. Von Alters her war die Anstalt mit gewissen Einkünften versehen. Zur Zeit des Chronisten Fort. Sprecher also circa in der Mitte des 17. Jahrhunderts bestand das Siechenhaus noch; Sprecher gedenkt desselben mit der lach-nischen Bemerkung, dass zu Capella jetzt noch «ein Hospital im Wesen sei». Gegenwärtig steht noch die kleine Kirche mit ihrem treppenlosen Glockenthurme da, alles Uebrige ist verschwunden.

Es liesse sich darüber streiten, ob wir es hier mit einem Xenodochium im Sinne der oben behufs Sicherung des Verkehrs in climatisch und sonst dem Wanderer gefährlichen Gegenden angeführten Berghospize zu thun haben, oder ob wir in dem Siechenhause von Capella nicht vielmehr ein eigentliches Hospital, das ausschliesslich der Pflege von wirklich Kranken, diente, zu suchen haben. Die geographische Lage des Ortes lässt zunächst vermuten, dass der Grund der Stiftung wohl die Absicht gewesen sein wird, in jenen unwirthlichen Gegenden dem Wanderer etc. in Noth und Gefahr Hülfe und Unterstützung zu gewähren. Wir haben keinen Grund anzunehmen, dass die Gründung von Capella nicht von der Kirche (Benedictinerkloster St. Nicolaus) ausgegangen sei; wann die Anstalt in Laienhände überging, wissen wir nicht, jedoch war sie zu Campell's Zeiten Eigenthum der oben genannten Gemeinden und diente dann auch zur Aufnahme von Armen und Siechen, ohne dass wir desshalb irgend einen Grund haben dieses Hospital mit eigentlichen Leproserieen in Verbindung zu bringen, oder als solche zu bezeichnen. Campell selbst sagt ausdrücklich, dass das Engadin sich durch gesunde Luft auszeichne und man dort eckelhafte Krankheiten, wie Luës, Aussatz etc., und was damit verwechselt worden sein

mag, nur sehr selten zu sehen bekomme, selbst die Pest trete nie sehr heftig dort auf.

Wir gelangen nun zur Betrachtung der hospitalen Verhältnisse unserer Hauptstadt Chur. Schon in alten Zeiten bestand in Verbindung mit der St. Martinskirche ein **Hospitium oder Pilgerherberge**. Die erste historische Kunde desselben erhalten wir in einer Verfügung des Bischofs Adalgot, der 1154 dasselbe dem Kloster St. Luzi zur Besorgung und Unterhaltung übergibt. «In nomine sanctae et individuae Trinitatis et beati Lucii confessoris, Algottus Dei gratia Episcopus Curiensis. Quanta sit animae redemptio, eleemosynarum in pauperis largitio, divina scriptura insinuat nobis, dicens, sicut aqua extinguit ignem, ita elleemosyna peccatum. Qua propter ego Adalgottus Curiensis episcopus, pro utilitate monasteriorum et cura pauperum, pontificale onus suscipiens, accepto fratribus et monasterialium majoris ecclesiae consilio atque consensu, hospitale apud S. Martinum in civitate Curia providentiae fratrum S. Lucii ad sustentationem pauperum committere curavi». — Folgen noch mehr Vergabungen an genanntes Kloster. (Mohr cod. dipl. I. pag. 174).

In den Jahren 1156 und 1157 werden diese Verfügungen Adalgott's sowohl von Erzbischof Arnold von Mainz als von Papst Hadrian IV. bestätigt; ebenso später sub 6 Mai 1209 durch Papst Innocenz III., dessen unten bei dem Churer Dreifaltigkeitsspitale noch näher gedacht werden soll. In dieser zu Gunsten St. Luci's ausgestellten päpstlichen Bulle kommt auch schon die «capella Sti. Antonii» bei Chur vor, jedoch ohne einer Armenanstalt dabei zu erwähnen. Neben der St. Martinskirche befanden sich ausser dem Spital und der Leutpriesterei der Gottesacker (Friedhof ist noch der Name eines Hauses hinter St. Martin) und ein Weingarten, von

welchem Abt Reinold und der Convent zu St. Luci 1220 einen Theil verkaufen zur Erweiterung eben dieses Gottesackers*).

Wann St. Martinsspital als solches aufgehört hat, ist nicht möglich zu sagen, jedenfalls verlor es mit Gründung des Heil. Geistspitals (v. unt.) seine Bedeutung. Bis auf den heutigen Tag jedoch bezieht die städtische Armen- und Spitalsverwaltung gewisse Einkünfte als »St. Martinspflegschaft«, wohl herrührend aus den alten Besitzungen des St. Martinshospitaless.

Damit hätten wir die Geschichte der Xenodochien Rhätiens beendigt, soweit die darüber auf uns gekommenen Nachrichten uns speciell interessiren, und kommen zur Untersuchung der eigentlichen Siechen- und Spitalsanstalten im engeren Sinne. Als Siechenhäuser begegnen wir in Chur ~~zwei~~ Anstalten, die unter dem Namen «St. Antonii capella» und «Masans» bekannt sind. Schon in der Bulle Innocenz' III. (1209) zu Gunsten des Klosters St. Luzi erscheint die Capella St. Antonii (jetzt ein Landhaus St. Antönien an der oberen Commerzialstrasse 10 Minuten von Chur entfernt) als Eigenthum des genannten Conventes. In den aus dem Zeitraume zwischen 1368 bis 1376 datirenden Stadtordnungen von Chur wird bestimmt, dass der Spitaler zu Sant Antönien die Brücke über die Rabiusa zu bauen und zu erhalten habe. Inzwischen scheint die Anstalt in den Besitz der Bürger übergegangen zu sein, und St. Luzi noch gewisse Verpflichtungen gegen dieselbe beibehalten zu haben. Die einschlägige Stelle der besagten Stadtordnung heisst: »In dem Spital ze sant Antönien sol man behalten waz siechen ze Cur burger sint, so sol den siechen da werden von den drien maierhöfen ze Chur, von zwain mins herren des bi-

*) Der jetzige alte Friedhof bei der „Scaleltta“, wo das Salische Denkmal steht, wurde 1529 eröffnet.

schoffs und von den corherren, von ir jeglichem ein pfennig an werde an strowe. Es sol och in dem selben spital geben werden von sant Lucien jeglichs zehent brot, und jegliche zehent tavelle smalzes, und jeglich der zehent käs und der zehent zigerling die uss der alp Ramutz (heutige Ochsenalp) koment und swas der herren von sant Lucien sterbent, dez gewant sol dar geben werden, daz sich die siechen damit dekent».

Diese Anstalt war demnach in erster Linie und vielleicht ausschliesslich zur Aufnahme kranker und armer Bürger von Chur bestimmt, während die Anstalt in «Masans» oder «Massans» schon ihrer Anlage nach, soweit sie uns bekannt ist, auch der Aufnahme Fremder und Pestkranker gewidmet war.

Wie oben angedeutet, ist die von Bischof Verendarius gegründete «cellula serras» nach der Ansicht des Herrn Chr. Kind nicht in Churwalden, sondern auf dem von Campell bereits genannten Münchenboden in Masans zu suchen, wovon Campell bemerkte, dass in alten Zeiten ein Kloster dort gewesen sei. Es war Sitte bei Landwehren auch Capellen und Spitäler zu gründen und nach dieser Localisation der cellula serras hätten wir möglicherweise den ersten Ursprung der Masanser Spitalstiftung hier zu suchen; Näheres hierüber anzugeben ist unmöglich, weil die auf Masans bezüglichen Urkunden sämmtlich im grossen Brände von 1574 zerstört worden sein sollen. Zum ersten Male begegnet uns der Name Massans in einem Gütertauschvertrag zwischen den Klöstern St. Luzi und Churwalden, dat. 14. April 1263, dann 8. Jan. 1343, ebenfalls in einem Tauschvertrag. In der oben citirten Churer Stadtordnung aus dem 14. Jahrhundert heisst es über das Siechenhaus in Masans: «Uss Curwalder Müli sond alljähr werden den siechen zu Massanes ain wert swin und 24 masse schmalzes zelassens. Und den Aidschwerer ain mal am dienst und uss aim aker von Massanes den nächsten 1

käs gelz und uss der hoffstat ze Salas pruwinen II quartanen gersten geltz».

Es genoss das Siechenhaus in Masans von jeher ziemlicher Einkünfte an Geld und Naturalien, sowie es auch wohl schon sehr früh eigenen Grundbesitz inne hatte. Zur Zeit Campell's bestand die Anstalt in alter Form und Bestimmung und er deutet die Etymologie des Wortes ganz richtig, wenn er sagt, der Ort heisse «als Malsauns» — zu den Kranken, Siechen. Campell gibt über die Zeit der Entstehung des Siechenhauses keine Auskunft, er nennt die Stiftung nur als eine sehr alte und sagt, dass sie nicht nur Sieche, sondern auch Pest- und auswärtige Kranke aufnehme. Wir können mit vollkommener Sicherheit annehmen, dass die Entstehung des Masanser Siechenhauses mindestens in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückgeht und dass es wohl schon zur Zeit des schwarzen Todes, Mitte des 14. Jahrhunderts, als Pestspital gedient habe. In wie weit dasselbe in dieser Weise während der Pesten des 16. Jahrhunderts benutzt worden ist, ist unbekannt. Eblin gibt an, dass Magistratsbeschlüsse über diese Anstalt aus den Jahren 1523, 1567 und 1678 bestehen, die ich jedoch bis anhin nicht zu Gesicht bekommen habe. Gegenwärtig heisst der Ort noch Masans und beherbergt an der Stelle der alten Siechenanstalt das städtische Armenhaus.

Es ist hier der Ort, einige Worte darüber zu sagen, in wiefern diese Anstalten, besonders die in Masans und St. Antonien zur Beherbergung von Aussatzkranken gedient haben mögen. Wenn es auch wohl sicher ist, dass der Aussatz bei uns im Mittelalter vorgekommen ist, so scheint dessen Verbreitung nicht sehr ausgedehnt gewesen zu sein, und hatten die Leute davor jedenfalls keine bedeutende Furcht; wir hören nämlich nirgends eine Silbe davon, dass Aussätzige gezwungen

worden wären, sich in die Anstalt aufnehmen, und damit gleichsam aus der menschlichen Gesellschaft ausstossen und todt erklären zu lassen. Dass man das Zurücktreten und gänzliche Verschwinden des Aussatzes in vielen Gegenden Europas im Verlauf des 15. und 16. Jahrhunderts nicht allein einer effectiven Abnahme der Krankheit, sondern vielmehr dem inzwischen weiter gewordenen diagnostischen Scharfblicke des ärztlichen Publicums zuschreiben muss, ist eine heute wohl allgemein geltende Ansicht.

Die Aufzählung der in den Basler Rathsbüchern nanihaft gemachten 8 Siechtagen, deren unglückliche Opfer an sehr vielen Orten, besonders auch in der Schweiz, der Ausscheidung aus der Gesellschaft und einem zeitlebens dauernden Gefängnis in den Siechenhäusern und Leproserieen verfallen waren, zeigt uns, dass man unter Aussatz Uebel zusammenfasste, die nach unseren Anschauungen in gar keinen näheren Zusammenhang damit zu bringen sind, wie chron. Lungen-übel, Epilepsie. Weit begreiflicher finden wir es jedoch, dass eine Reihe von anderweitigen Uebeln, besonders auf der Haut, mit Lepra zusammengeworfen wurden; es sind dies eben auch chron. Krankheiten und besonders solche, die eine mehr oder wenig hochgradige Entstellung nach sich ziehen. Es ist unzweifelhaft, dass chronische Eczeme etc., besonders aber Kräze und syphilitische Erkrankungen ein grosses Contingent zu jenen so barbarisch geächteten Insassen der Leproserieen lieferten und dass diese Verwechslungen die Hauptursache abgeben möchte, warum die hohe Ansteckungsfähigkeit des Aussatzes durch das ganze Mittelalter hindurch ein unbezweifelter Lehrsatz war. So interessant eine eingehendere Betrachtung und Untersuchung dieser Verhältnisse im Allgemeinen auch sein müsste, so kann ich nicht näher darauf eintreten, da es nicht meine Absicht ist, eine Geschichte des Aussatzes auch

nur zu skizziren und für unseren Zweck auch keine wichtigen Resultate davon zu erzielen sein dürften. Es genügt hier noch zu bemerken, dass wir die Siechenhäuser von St. Antönien und Masans keineswegs als eigentliche Leproserieen, sondern als Unterkunfts- und Versorgungs-Anstalten chronisch Kranker und sonst arbeitsunfähiger Personen im Allgemeinen zu betrachten haben.

Die Verwaltung der Xenodochien unseres Kantons war ihrem Ursprunge gemäss, in geistlichen Händen, während die Siechenhäuser von Capella und Massans wenigstens in den späteren Zeiten von weltlichen Beamten verwaltet wurden und stand die Geistlichkeit der Besetzung dieser Stellen ferne, während die Besetzung der Spittlersstelle von St. Antönien wohl dem Kloster St. Luzi, als dem Stifter der Anstalt, zustand.

Ich habe mich im Vorhergehenden bemüht, die Geschichte unserer Wohlthätigkeitsanstalten so kurz und doch so vollständig als möglich, zusammenzustellen und mich dabei aller mehr oder weniger vagen hypothetischen Schlussfolgerungen enthalten, zu denen ich keinen Beruf fühle, sondern sie lieber, mit unserer vaterländischen Geschichte Vertrautern, als ich es bin, über lasse.

Wir gehen zur Darlegung der Geschichte des bis zur Gründung des hiesigen «heiligen Kreuzspitals»*) durch Pater Theodosius Florentini, einzigen in

*) Generalvikar und Pat. Capuc. Theodosius Florentini eröffnete das von ihm gegründete Spital zum heiligen Kreuze im Mai 1850 im Hause zur Planaterra, von wo es 1853 in den inzwischen vollendeten Neubau im Gäuggeli transferirt wurde. Die ökonomische Leitung und Besorgung der Krankenpflege in demselben übertrug er dem ebenfalls von ihm gestifteten Orden der „barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuze“, in deren Besitz sich die Anstalt nunmehr befindet.

unserm Kanton befindlichen eigentlichen Krankenhauses, des «Stadtspitals in Chur», über.

Das jetzige städtische Krankenhaus in Chur wurde von Bischof Johann II. im Einverständniss mit dem Domcapitel, dem Grafen Rud. von Montfort, als damaligem Pfleger des Gotteshauses, dem Rath und burger der Stadt Chur am 25. Juli 1386 unter dem Namen des «Spitals zum heiligen Geiste» gegründet*). Als erste Wohlthäter der Anstalt erscheinen der Edle Rudolf von Schauenstein und Peter von Unterwegen sammt seiner Frau Guetlich mit einer Spende von je 100 fl.

Der Rath und die burger der Stadt weihen ihr Rathaus der heiligen Dreifaltigkeit als eine unwiderrufliche Gabe und offenes Spital allen armen Leuten. Allen denjenigen, die dem genannten Spital milde Gaben zuwenden, wird von Bischof Johann ein Ablass gewährt, sowie derselbe dem Spital die Bewilligung zur Erhebung einer Collecte bei den Untertanen des Bisthums ertheilt. Das Spital soll eine eigene Capelle, in welcher der Gottesdienst von der Pfarrei zu St. Martin zu versehen ist, sowie einen eigenen Friedhof erhalten.

Nach dem Wortlaute der Stiftungsurkunde sollte vorerst das Rathaus selbst zur Beherbergung der Kranken dienen und dessen Einkünfte, die sich auf Einziehung von Bussen beschränkt haben mögen, zur Bestreitung der Verpflegungskosten verwendet werden. Wann die Anstalt das noch jetzt als solches dienende Spitalsgebäude beim sog. Todtenthore bezog, ist mir unbekannt geblieben. Im Jahre 1475 wurde das Spital dem zu Rom von Papst Innocenz III. (1198—1216)

*) Den Wortlaut der recht interessanten Stiftungsurkunde des Stadtspitals hier zu geben, kann ich füglich unterlassen, da eine Copie derselben sich in „Rhaetia, Mittheilungen der geschichtsforschenden Gesellschaft von Graubünden, II. Jahrgang, Chur 1864“ sub Nro. 125 findet.

gegründeten Spitäle «des heiligen Geistes» incorporirt. Innocenz benutzte die Einkünfte eines von dem angelsächsischen Könige Ina 718 in Rom für die Pilger seiner Nation gestifteten und 847 abgebrannten und nicht wieder aufgebauten Hospizes zur Gründung einer neuen Anstalt, welche den Namen «St. Spiritus in Sassia» erhielt. Zur Leitung der Krankenpflege in demselben berief Innocenz 1204 den Stifter des Krankenpflegerordens vom heiligen Geiste, Guy von Montpellier, mit 6 männlichen und 6 weiblichen Begleitern.

Im nämlichen Jahre 1475 wurde die Kastvogtei des Spitals Bürgermeister und Rath der Stadt Chur übertragen und denselben auch die Besetzung der Praeceptorstelle anvertraut. Im Verlaufe der Zeit gelangte die Anstalt durch Kauf, Tausch und Hinterlassenschaften von Pfründtnern zu ansehnlichem Wohlstande an Gütern und Häusern in Chur. Besonders zu erwähnen ist der Ankauf der Alp Prätsch im Schalfigg, die durch allmäßige Auslösung und Erwerbung der auf eine Anzahl Berechtigter fallenden Besitzestitel bewerstelligt wurde.

Mit und nach der Reformation giengen mit Aufhebung und Saecularisation geistlicher Stiftungen Spital und dessen Vermögen in den Besitz der Bürgergemeinde Chur über, die ihrerseits Armenhaus und Spital aus ihrem Armenfond alienirt. Ueber die oben angeführten Güter- und Häuser-, Kauf- und Tauschverträge befinden sich eine grosse Reihe Urkunden in dem Stadtarchive, das gegenwärtig durch Herrn Pfarrer Kind geordnet wird.

So Vieles wir daraus über die ökonomischen Verhältnisse der Anstalt erfahren, so wenig erfahren wir über eine wissenschaftliche Thätigkeit in derselben. Aus bezüglichen Rechnungen über Verpflegung, Beerdigungskosten etc. erhellt, dass auch Pestkranke vielfach im Stadtkrankenhause aufgenommen und verpflegt wurden. In einer solchen Rechnung aus dem

Jahre 1630 beklagt sich der Aussteller (wohl der Pfleger) am Ende derselben, dass er nun 12 ganze Wochen im Hause eingesperrt gewesen sei und desshalb nichts habe verdienen können, und stellt es desshalb «einer gnädig Oberkeit» anheim, was man ihm dafür als Entschädigung «schöpfen und erkennen werde». Nach dieser nämlichen Rechnung ist es sehr wahrscheinlich, dass Kranke vom Spital aus auch in ihren Wohnungen verpflegt wurden.

Wer von der Entstehung des Spitals bis zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in demselben ärztliche Functionen verrichtet haben möchte, muss wegen Mangel an Nachrichten dahin gestellt bleiben. Der erste Arzt, dem wir in unserem Lande begegnen ist Bernardin Stupan, von dem Ardüser in seinen Biographieen berühmter Männer in Rhätien erzählt, er habe von den drei Pündten wegen seiner «gelehrten und glüksamen Curierung in der Medicin» ein «stattlich Salarium» erhalten. Stupan erscheint hier als Staatsangestellter und wird als solcher vielleicht zu irgend welcher amtlichen Funktion verpflichtet gewesen sein, ob er mit dem städtischen Krankenhouse in Beziehung stand, ist nicht erwiesen.

Nach Eblin wurde das Physicat Chur 1537 eingeführt und als erster Stadtarzt erscheint Hans Caspar, welchem 1542 das Bürgerrecht geschenkt wurde; als Stadtarzt hat er wohl die ärztliche Besorgung der Anstalt unter sich gehabt. Seitdem blieb die Stelle oft unbesetzt. Die Bemühungen der neuesten Zeit, die nach ihrer Bauart sowohl als ihrer Lage hart an der Stadtschule zu Allem besser als zu einem Krankenasyl sich eignende Anstalt, in einen den Anforderungen der Jetztzeit entsprechenden Neubau zu verlegen, sind bis dahin fruchtlos geblieben, und sind leider die sich gegenwärtig dafür darbietenden Aussichten nicht sehr ermuthigend und werden es auch bleiben, so lange man sich nicht entschliessen

wird, die Bedeutung solcher Anstalten vom Standpunkte der breitesten Humanität aufzufassen und auch in diesem Sinne zu wirken.

An die kurze historische Skizze unserer hospitalen Verhältnisse will ich zum Schlusse die Bemerkung anfügen, dass für unseren Kanton über alle jenen zahlreichen zum Zwecke der Krankenpflege gestifteten oder damit in nähere oder fernere Beziehung gebrachten Ordenscongregationen nur sehr wenige Notizen in den Geschichtsbüchern sich vorfinden.

Zschogge und Lehmann erzählen, dass in unserem Kanton noch Beguinen sich aufhalten und zwar sagt Lehmann, dass die einzigen ihm bekannten in Tiefenkasten wohnen. «Sie tragen eine schwarze Kleidung von besonderem Schnitte und wohnen in einem besonderen Hause, beobachten gewisse Regeln in ihrem Gottesdienste und ihrer Diät und beschäftigen sich mit Abwartung der Kranken.»

Nach dem Berichte des Herrn Fr. A. Peterelli (vide Sammler II. 446) hat es jedoch mit diesen Beguinen folgende Bewandtniss: Um 1660 wurde durch italienische Capuziner im Oberhalbstein ein eigener Orden von Hausnonnen eingeführt, wovon die in Savognino, grau gekleidet, mit einem weissen Tuche um den Kopf und weissem Gürtel sich Franziskanerinnen von der 3ten Ordnung nannten und die heilige Clara als Stifterin ihres Ordens verehrten. Die in Conters, Reams, Präsanz, Salux und Tiefenkasten verehrten besonders die heilige Ursula, nach der sie sich Ursulinerinnen nannten. Sie trugen sich schwarz mit weissem Tuche und Gürtel wie jene. Ihrem Institute zufolge sollten sie Kranke besuchen und pflegen, den kleinen Mädchen Schule halten und etwas Brevier beten und mussten unverheirathet sein. Sie waren durch kein Gelübde an ihren Stand gebunden und durften den Orden verlassen und sich verheirathen. 1806 waren von

allen nur noch eine in Präsanze und 3 zu Savognino übrig. Sie lebten in ihren Familien und von einander abgesondert und verrichteten alle Arbeiten wie andere Weiber. Unter sich hatten sie nach Hrn. Peterelli's Meinung eine durch das Alter bestimmte Rangordnung.

Nach alle dem ist es kaum anzunehmen, dass es sich bei den Berichten von Lehmann und Zschogge um Beguinen gehandelt habe, wenn man bedenkt, dass im Oberhalbstein von jeher zu einem grossen Theile der Gottesdienst von der italienischen Capuzinermission besorgt wurde und dass diese sich der Einführung der mit der Kirche bald nach ihrer Gründung (Ende des 12. Jahrhunderts zu Lüttich von Lambert le Begues) in Conflict gerathenen Beguinen widersetzt und nicht sogar selbst Hand dazu geboten hätten. Bezuglich der Geschichte der Beguinen und Begharden muss ich auf die unten angeführte Schrift Haeser's verweisen.

Nach Mittheilungen des verstorbenen Herrn Pfarrer Federer in Ragaz sollen die bei Ragaz in einem Weingarten in der Ebene Malez sich findenden Mauertrümmer nach einer dunklen Sage die Reste eines Bethauses von Beguinen sein; vielleicht liesse sich eine Beziehung dieses Bethauses mit dem 1174 von Rud. v. Hardegg in der Malezer Ebene gegründeten Xenodochium denken.

Aus derselben Quelle schöpft Nüscherer die Notiz, dass in Wallenstadt sich die Beguinen anfänglich auf dem hohen Felsen, der die Wallfahrtscapelle St. Georg bei Bärtschi trägt, aufgehalten haben, später wurde für dieselben eine Clausur an die Pfarrkirche von Wallenstadt angebaut*).

*) Ueber die Begharden und Beguinen in Bern und Basel zu Anfang des 15. Jahrhunderts, vide Müller, Schweizergeschichte II. p. 584 bis 587).

Indem ich hiemit meine Mittheilungen über Epidemiologie, Medicinalwesen und Hospitäler unseres Kantons schliesse, bekenne ich, dass ich deren Lückenhaftigkeit sehr wohl fühle; ich hätte vielleicht da und dort noch genauere Angaben auffinden können, allein andere als die nachgenannten Quellen sind mir theils nicht bekannt, theils noch unzugänglich geblieben; was in den von mir benutzten Materialien hierher Bezugliches sich vorfindet, habe ich gewissenhaft gesammelt und nichts Wesentliches übergangen. Wenn hie und da in der Reihenfolge der Mittheilungen der Zusammenhang etwas incorrect erscheinen sollte, so bitte ich das damit zu entschuldigen, dass ein praktischer Arzt in literarischen Bestrebungen sehr häufige und oft lange Unterbrechungen eintreten zu lassen gezwungen ist. Sollten meine Bemühungen dazu führen, das Interesse für die behandelten und bisher fast durchaus hierlands vernachlässigten Themata anzuregen, und denselben die Anerkennung werden, dass sie sich wenigstens bestreben, eine Lücke in unserer vaterländischen Geschichtschreibung ausfüllen zu helfen, so ist deren Zweck vollkommen erreicht.

Es wäre nicht recht, wollte ich die Feder bei Seite legen ohne vorher dem gründlichen Kenner unserer vaterländischen Geschichte, Herrn Pfarrer und Stadtarchivar Chr. Kind meinen wärmsten Dank dafür zu sagen, dass er mir bei meinen historischen Studien sowohl durch vielfache private Mittheilungen als auch dadurch, dass er mit grosser Freigebigkeit mir Einsicht und Copien der bezüglichen Aktenstücke des städtischen Archivs bewilligte, so vielfache Unterstützung gewährt hat.

Literaturnachweise.

Die Archive der Stadt Chur und des Kantons Graubünden.

Hans Ardüsers Bündnerchronik (Copie einer in der St. Gallerbibliothek befindlichen, aus dem Kloster Pfäffers'schen Archive entnommenen Handschrift, die die Jahre 1572—1614 inclus. umfasst; ich verdanke diese Copie der Güte des Herrn Musikdirectors Szadrowsky dā hier).

Hans Ardüsers wahrhaftige und kurz vergriffene Beschreibung etlicher herrlicher und hochvernampter Personen in alter fryer Rhetia etc. Lindau 1598.

Joh. Guler v. Weineck. Rhaetia, das ist ausführliche und wahrhafte Beschreibung der dreien lōblichen Grauen Bündten und anderer Rhetischer Völker etc. Zürich 1616.

Fortunat Sprecher v. Berneck rhetische Cronica etc. Chur 1672. (Geht nur bis 1617).

C. Gessner, epistol. med. Editio C. Wolf. Zürich 1577.

Museum der Heilkunde, herausgegeben von der helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte. Zürich 1795. III. Band.

Lehmann, H. L. Die Republick Graubünden, histor. geograph. statistisch dargestellt. Magdeburg und Brandenburg 1797 und 1799. Zwei Bände.

Zschogge, H. Die drei ewigen Bünde in Hohenrätien. Zürich, Orell Füssli et Comp. 1798.

Der neue Sammler, ein gemeinnütziges Archiv für Bünden, herausgegeben von der ökonomischen Gesellschaft daselbst. Chur, 7 Bände 1806—1812.

- Eblin, Dr. Paul.** Verfassung der Gesellschaft der Aerzte Graubündens. Chur 1821.
- Gubler, Dr. J.** Beitrag zu einer medizinischen Topographie von Chur. Tübingen 1824.
- Joh. v. Müller.** Die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Reutlingen 1824.
- Bündnerisches Volksblatt** zur Belehrung und Unterhaltung. 4 Bände. Chur 1829—32.
- Röder und Tscharner.** Der Kanton Graubünden, historisch geograph. statistisch geschildert. St. Gallen und Bern 1838.
- Guggenbühl, Dr. J.** Der Alpenstich endemisch im Hochgebirge der Schweiz etc. Zürich 1838.
- Feierabend, Dr. A.** Der Alpenstich in der Schweiz. Wien 1866.
- v. Mohr's Archiv** für die Republik Graubünden, 33 Hefte. Chur 1848 sqq.
- Vonbun Dr. F. J.** Beiträge zur deutschen Mythologie, gesammelt in Currhätien. Chur 1862.
- Kind, Pfarrer C.** Die Stadt Chur in ihrer ältesten Geschichte. Chur 1859.
- Brügger, Dr. C.** Ostrhätische Studien zur Geschichte des Badelebens, insbesondere der Curorte Bormio und St. Moritz. Zürich 1863.
- Nüscheier, Arn.** Die Gotteshäuser der Schweiz. I. Heft, Bisthum Chur. Zürich, Orell, Füssli et Comp. 1864.
- Nüscheier, Arn.** Die Siechenhäuser der Schweiz im Archiv für schweizerische Geschichte, herausgegeben von der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. XV. Band. Zürich 1866.
- Biographie des Paters Cap. Theodosius Florentini.** Chur 1865, (Verfasser nicht genannt).

- Vulpinus, J. Ant.** Historia Raetica, translatāda e scritta in lingua vulgara ladina da Conr. Moor. Coira 1866.
- Meyer-Ahrens, Dr.** Die Aerzte und das Medicinalwesen der Schweiz im Mittelalter. In Virchovs Archiv, Band 24 und 25.
- Sprengel, Kurt**, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde. Halle 1799 sqq.
- Haeser, Dr. H., Prof.** Geschichte der christlichen Krankenpflege und Pflegerschaften. Berlin 1857.
- Haeser, Dr. H., Prof.** Geschichte der epidemischen Krankheiten. 2te Auflage. Jena 1865.
- Hirsch, Dr. A., Prof.** Handbuch der historisch geographischen Pathologie. Erlangen 1860—64.
- Hirsch, Dr. A., Prof.** Die grossen Volkskrankheiten des Mittelalters. Historisch-Pathologische Untersuchungen von J. F. C. Hecker. Gesammelt und in erneuerter Bearbeitung herausgegeben von Dr. A Hirsch etc. Berlin 1865.

Der Kistenpass.

Man vergleiche hiermit Profil des Brigelschen Stocks vom vorigen Jahresbericht.

